Ein junger Cavalier.

Von

Xavier de Montépin.

Aus dem Französischen

von

Ludwig Fort.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1854.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Cabirol und René.

Seit einigen Minuten schon hatte Cabirol sich einen Plan ausgesonnen, dessen Gelingen lediglich vom Zufalle abhing.

Wir werden sogleich sehen, daß der Zufall geneigt zu seyn schien, den Absichten des jungen Mannes zu dienen.

Der Augenblick zur Ausführung war gekommen.

Cabirol wartete bis Larose in dem Wandschranke stand und sich auf die Fußspitzen erhob, um Flasche und Gläser wieder an ihren Ort zu stellen.

Jetzt sprang er plötzlich auf, warf rasch die Schrankthür zu und verschloß dieselbe.

Meister Larose war gefangen wie eine Maus in der Falle.

In Folge des heftigen Schrecks ließ er die Flasche fallen, welche in tausend Scherben zerbrach, was ihm fürs Erste einen kräftigen Fluch auspreßte.

»Was bedeutet denn das, mein Verehrter?« fragte er dann mit einer Stimme, welche durch den engen Raum des Schrankes merklich gedämpft wurde; »was soll das heißen?«

Cabirol antwortete nicht.

»Sie sind doch noch hier, Freundchen, nicht wahr?« fuhr Larose fort.

»Ja,« erwiederte Cabirol, »ich bin noch hier.«

»So öffnen Sie gefälligst«

Cabirol schwieg wieder und schüttelte nur mit dem Kopfe, als ob sein Gefangener diese Bewegung hätte sehen können.

Es entstand ein Geräusch in dem Schranke und kurz darauf hörte man Larose ein erzwungenes Gelächter ausstoßen.

Der Bediente lachte, wie Hasenfüße zu singen pflegen, wenn sie sich über ihre Situation beruhigen wollen.

»Der Spaß ist wahrhaftig nicht schlecht!« sagte er dann, »sehr gut sogar, auf Ehre!«

»Ah so, Du findest die Sache spaßhaft,« murmelte Cabirol zwischen den Zähnen; »desto besser für Dich.«

»Aber der Spaß hat nun lange genug gedauert,« fuhr Larose fort; »öffnen Sie und lassen Sie mich wieder heraus.«

Jetzt brach Cabirol in ein lautes Gelächter aus.

»Sie sind da drinnen ganz gut aufgehoben,« sagte er dann; »bleiben Sie nur wo Sie sind.«

»Wie? ich soll hier eingesperrt bleiben? Sie scherzen wohl?«

»Nicht im geringsten.«

»Ich kann es ja nicht mehr aushalten!«

»Das ist mir sehr gleichgiltig.«

»Ich stoße mich alle Augenblicke an den Kopf.«

»Das ist Ihre Sache.«

»Ich stehe auf Glasscherben . . .«

»Was kann ich dafür?«

»Ich kann nicht Athem holen!«

»So lassen Sie es bleiben.«

»Ich ersticke!«

»Immer zu.«

»Barmherziger Gott, Sie wollen mich also umbringen?«

»Daran ist mir durchaus nichts gelegen.«

»Aber warum sperren Sie mich denn ein?«

»Ich habe meine Gründe dazu.«

»Und die sind?«

»Sie haben kein Interesse für Sie.«

»Sind Sie ein Dieb und wollen Sie die Wohnung ausräumen?«

»Nein, ich bin kein Dieb,« antwortete Cabirol stolz, »ich werde keine Stecknadel nehmen, und der beste Beweis dafür ist wohl der, daß ich, seitdem Ihr in dem Schranke steckt, schon wenigstens ein Dutzend Schubkasten hätte ausleeren können, anstatt auf eure einfältigen Fragen zu antworten.«

»Das ist wahr,« brummte Larose. »Aber bedenkt doch nur,« setzte er hinzu, »daß mein Herr gleich kommen wird . . .«

»Dies hoffe ich auch.«

»Wer soll ihn denn einlassen?«

»Ich.«

»Ihr?... was wollt Ihr ihm denn sagen?«

»Was ich ihm zu sagen habe.«

»Er wird nach mir fragen.«

»Beruhigt Euch, er wird nicht einmal an Euch denken.«

»Ich werde rufen, ich werde schreien!«

»Das laßt Euch nicht einfallen.«

»Ich möchte wissen, wer mich daran hindern könnte.«

»Merkt wohl auf, was ich Euch jetzt sage: wenn Ihr den geringsten Laut ausstoßet, so öffne ich den Schrank, und durchbohre Euch trotz meines sanften Gemüths einige Male mit einem allerliebsten Taschenmesserchen, das ich bei mir habe.«

»Wie?« stammelte Larose in Todesangst, »seyd Ihr des Teufels?«

»Kann wohl seyn. Jetzt still, oder ich ziehe blank!«

Larose schwieg und man hörte ihn nur noch mehre Male tief aufseufzen.

In diesem Augenblicke ertönte die Glocke an der äußeren Thür.

Die Art und Weise wie daran gezogen wurde, ließ vermuthen, daß es der Baron war.

Cabirol trat noch einmal an den Schrank und rief mit gedämpfter Stimme:

»Denkt an das Messer!«

Larose antwortete nur durch einen abermaligen Seufzer.

Jetzt eilte Cabirol an die Thür und öffnete.

Der Eintretende war der Baron von Savenay, was Cabirol auch sogleich errieth.

»Nun?« fragte René, ohne Letzteren anzusehen, da er glaubte, es sey Larose, »ist sie gekommen?«

Plötzlich aber fiel sein Blick auf Cabirol und er erschrak

nicht wenig, als er, anstatt seines Bedienten, einen ihm völlig fremden Menschen vor sich sah.

»Wer sind Sie, mein Freund, und was thun Sie hier?« fragte er den jungen Mann.

»Was ich hier thue, das sehen Sie,« antwortete Cabirol, »ich öffne Ihnen die Thür. Wer ich bin, werde ich Ihnen sagen, wenn Sie mir eine Unterredung von fünf Minuten gewähren wollen.«

Man sieht, daß Cabirol sich bemühte, artig und höflich gegen den Baron zu seyn.

»Sie wollen mit mir sprechen?« fragte René.

»Ja, Herr Baron.«

»In wessen Auftrage?«

»In eigenen Angelegenheiten.«

»Dann muß ich Sie wiederholt bitten, daß Sie mir zuvor sagen wer Sie sind.«

»Und ich wiederhole Ihnen, daß Sie dies nachher erfahren werden.«

»Entweder auf der Stelle, oder gar nicht. Leute, die sich weigern mir ihren Namen zu nennen, kann ich nicht anhören.«

»Mein Name wird Ihnen sehr gleichgiltig seyn, da Sie ihn wahrscheinlich nicht kennen.«

»Gleichviel, ich muß ihn wissen.«

»Ich heiße Cabirol.«

René erinnerte sich sogleich dieses Namens und er war überzeugt, daß er den Geliebten der Aline Girard vor sich hatte.

Er hielt es jedoch für besser, sich unwissend zu stellen.

»Cabirol?« wiederholte er mit dem Ausdrucke der tiefsten Geringschätzung; »was ist das für ein Name?«

Dem jungen Schriftsetzer stieg das Blut ins Gesicht und er wurde purpurroth.

Er unterdrückte jedoch seinen Zorn und antwortete:

»Es ist mein Name, Herr Baron.«

»Ja, das sehe ich wohl,« entgegnete René in einem impertinenten Tone, indem er den jungen Mann durch das Lorgnon betrachtete; »allerdings, Sie heißen Cabirol ... aber wer ist Cabirol? ... ich wünsche ganz besonders Ihren Stand zu erfahren.«

»Ich bin Schriftsetzer.«

»Und Sie wollen mir ohne Zweifel Ihre Dienste anbieten? ... Dafür muß ich danken, mein Lieber, ich bedarf derselben nicht. Ich bin kein Romanschreiber oder Dichter und lasse nichts drucken. Thut mir leid, daß Sie sich umsonst bemüht haben ... Adieu, mein Bester, adieu ...«

Mit diesen Worten zeigte er auf die Thür.

»Wir verstehen einander noch nicht, Herr Baron,« sagte Cabirol lebhaft.

»Wie so?«

»Ich bin nicht hierher gekommen, um Ihnen irgend etwas anzubieten.«

»Was wollen Sie sonst von mir?«

»Ich will mit Ihnen sprechen, mein Herr! es ist nun das dritte Mal, daß ich es Ihnen sage ...«

»Dies kann ein andermal geschehen, heute habe ich keine Zeit.«

»So nehmen Sie sich die Zeit.«

»Ich werde erwartet.«

»Sie irren sich, Herr Baron . . . es erwartet Sie Niemand . . . es wird Niemand kommen.«

»Wie meinen Sie?«

Cabirol wiederholte seine letzten Worte.

»Woher wissen Sie das?« fragte René.

»Weil ich mich mit dem Mädchen, das Sie in einer Stunde entehren wollten, in acht Tagen ehelich verbinden werde.«

»So, so,« versetzte René mit einem höhnischen Gelächter, »die Antwort ist nicht übel, nur Schade, daß sie nicht von Ihnen selbst ist . . . Sie haben sie wahrscheinlich unlängst im Theater gehört.«

Cabirol runzelte die Stirn und seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen; seine Geduld war zu Ende.

»In einer Minute,« sagte er zu sich selbst, »werde ich über den Patron herfallen und ihm den Hals umdrehen oder ihm alle Knochen zerschlagen.«

Er machte indessen noch eine übermenschliche Anstrengung, um sich zu beherrschen, und es gelang ihm seine Ruhe zu bewahren.

»Ich habe Ihren Wunsch erfüllt, Herr Baron,« hob er nach einer Pause wieder an, »und Ihnen gesagt wer ich bin. Werden Sie jetzt die Güte haben, mir die kurze Unterredung zu bewilligen, um die ich Sie vorher gebeten?«

»Es scheint Ihnen also sehr viel daran gelegen zu seyn?«

»Allerdings, sehr viel.«

»Nun wohl, es sey, obgleich ich mir durchaus nicht denken kann, daß Sie mir etwas zu sagen haben, was der Mühe werth ist angehört zu werden. Also sprechen Sie, aber fassen Sie sich kurz.«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß Aline Girard meine Braut ist.«

»Was kümmert mich dies?«

»Sie haben allerdings in ihr nur ein armes Mädchen zu sehen geglaubt, das gern bereit ist, sich verführen zu lassen, wenn es ihm etwas einbringt.«

»Auch wieder eine Theaterphrase!« murmelte René, worauf er ein bekanntes Liedchen zu pfeifen begann.

»Sie hatten sich jedoch geirrt, Herr Baron,« fuhr Cabirol fort; »Aline Girard ist ein rechtschaffenes Mädchen und ich wiederhole Ihnen, daß sie in acht Tagen meine Gattin werden wird.«

René hörte auf zu pfeifen.

»Also Madame Cabirol?« fragte er.

»Ja, Herr Baron.«

»Ein hübscher Name!«

»Er ist so gut wie irgend ein anderer.«

Der Baron fing wieder an zu pfeifen und klopfte mit seinem Spazirstöckchen den Tact dazu.

»Ich hoffe,« fuhr Cabirol fort, »daß Sie Ihre Pläne nun aufgeben und die Abscheulichkeit derselben einsehen werden.«

»Meinen Sie?«

»Ja, Herr Baron.«

»Das steht Ihnen frei.«

»Sollte ich mich etwa irren?«

»Vielleicht . . . vielleicht auch nicht.«

»Ich verlange eine Antwort, eine bestimmte Antwort.«

»Sie sind sehr neugierig, mein Bester.«

»Bedenken Sie, daß Sie, indem Sie die Ehre meiner Braut antasten, mich selbst beleidigen.«

»Ha, ha, ha!« lachte René, »Sie beleidigen! Die Idee ist, bei Gott, köstlich!«

»Ich bitte Sie nochmals, Herr Baron,« sagte Cabirol, der am ganzen Körper zitterte und dessen Lippen sich entfärbten, »daß Sie meine Worte ernst nehmen und mir als Ehrenmann darauf antworten.«

»Erlauben Sie mir ebenfalls eine Bitte, mein Lieber,« entgegnete René; »entfernen Sie sich gefälligst. Sie haben mich nun bereits zehn Minuten hier im Vorzimmer aufgehalten . . . die Sache wird langweilig.«

»Herr Baron!« knirschte der junge Mann, »hüten Sie sich!«

»Vor wem, wenn ich fragen darf, Herr . . . Herr Cabirol?«

»Vor mir! denn ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihrer Beleidigungen müde bin! . . . Ich bin nicht Ihr Bedienter, sondern Ihres Gleichen, und ich werde Sie behandeln, wie Sie es verdienen!«

René wurde leichenblaß bei dieser Drohung.

»Erbärmlicher Wicht!« rief er mit zornbebender Stimme, »fort! hinaus!«

»So? meinen Sie?« versetzte Cabirol; »nun, mir ist's recht. Wir sind allein mit einander, und ich gehe nicht, Canaille!«

René öffnete heftig die Thür des Vorzimmers, welche unmittelbar auf den Treppenabsatz ging.

»Hinaus, sage ich!«

»Nein,« erwiederte Cabirol zum zweiten Male, »ich bleibe.«

»Das wollen wir doch sehen!«

»Ja, gewiß werden wir es sehen.«

Mit diesen Worten trat der junge Mann einen Schritt zurück und rief dann aus:

»Rühren Sie mich nicht an, Herr Baron, sonst wehe Ihnen!«

»Nun? was dann?«

»Ich schlage Dich zu Brei, Schurke!«

René kannte sich nicht mehr vor Wuth.

Er erhob seinen Spazirstock, drang auf Cabirol ein und schlug ihn mit aller Kraft über den Rücken, so daß das dünne Stöckchen zerbrach.

Der Hieb war gleichwohl ziemlich schmerzhaft gewesen.

Cabirol aber fühlte ihn nicht, er dachte nur an die ihm zugefügte schimpfliche Beleidigung.

Das Blut kochte ihm in den Adern und die Wuth raubte ihm die Besinnung.

Er griff in die Tasche und zog das Messer hervor, mit dem er vor einer halben Stunde dem Bedienten gedroht hatte.

In einem Nu öffnete er das Messer und drang damit auf René ein.

Dieser aber hatte schon errathen, was der junge Mann durch diese Bewegung bezweckte.

Er erkannte auf der Stelle, daß sich ein blutiger Kampf entspinnen würde, der überdies auch ungleich gewesen wäre,

aus dem einfachen Grunde, weil er dem Messer seines Gegners nur die Hälfte eines zerbrochenen Stockes entgegensetzen konnte.

In Folge dessen öffnete er rasch wie der Blitz die Thür des nächsten Zimmers, schlüpfte hinein und verschloß dieselbe von innen.

Dann nahm er aus einem Secretär ein Paar geladene Pistolen und zog die Hähne auf.

Als dies geschehen war, trat er, in jeder Hand ein Pistol, wieder ins Vorzimmer.

Cabirol hatte inzwischen seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart wieder gewonnen.

»Herr Baron,« sagte er, indem er sein Taschenmesser wieder einsteckte, »Sie haben mich geschlagen und ich wollte Sie umbringen; dies ist mir nicht gelungen, und wir sind daher noch nicht quitt. Obgleich Sie ein reicher und vornehmer Cavalier sind, während ich nur ein armer Arbeiter bin, so denke ich doch, daß Sie sich nicht weigern werden, sich zu mir herabzulassen . . .«

»Was meinen Sie damit?« fragte René in geringschätzendem Tone.

»Ich meine damit, daß Sie mir eine kurze Unterhaltung auf Degen oder Pistolen im Gehölz von Vincennes oder anderwärts bewilligen werden.«

»Einen Zweikampf?« rief René lachend.

»Ja, Herr Baron, einen Zweikampf.«

»Einen Zweikampf mit Herrn Cabirol? . . . Wahrhaftig, ein köstlicher Spaß!«

»Sie finden also die Sache spaßhaft?«

»In der höchsten Potenz!«

»Aber Sie nehmen die Herausforderung an?«

»Im Gegentheil, ich weise sie entschieden zurück.«

»Dann sind Sie ein Feigling, Herr Baron!«

»Nein, mein werther Herr Cabirol. Ich habe meine Proben abgelegt, und zwar in einer Weise, daß Ihre Beleidigung mich nicht treffen kann. Uebrigens werden Sie meine Weigerung schon deshalb ganz in der Ordnung finden, weil Sie am besten wissen, daß ich in einem Zweikampfe mit Ihnen unfehlbar fallen würde.«

»Wie so?« rief Cabirol.

»Nicht durch Ihren Degen oder durch Ihr Pistol, sondern insofern, als ich mich ungeheuer lächerlich machen würde.«

»Ah, so meinen Sie es?«

»Ja wohl, mein Theurer.«

»Ich frage Sie zum letzten Male: nehmen Sie meine Herausforderung an?«

»Nein.«

»Herr Baron von Savenay, wir sprechen uns wieder!«

»Das hoffe ich nicht.«

»Ja, wir sprechen uns wieder, und zwar eher als Sie vielleicht glauben!«

Nach diesen Worten verließ Cabirol das Vorzimmer und ging rasch die Treppe hinunter.

»Gott sey Dank! endlich bin ich ihn los!« sprach René mit einem Seufzer der Erleichterung vor sich hin. »Es ist wahrhaftig nicht zu spaßen mit diesem Kerl! er wäre im Stande gewesen, mir mit der größten Gemüths-

ruhe sein verdammtes Messer in die Brust zu stoßen. Ein allerliebstes Abenteuer, das mir dieser Esel von Larose verschafft hat! ich werde ihm mein Compliment darüber machen. Wo mag nur der Schurke stecken? . . .«

»Herr Baron!« stöhnte eine klägliche Stimme, von der man nicht wußte woher sie kam, »Herr Baron, ich bin hier!«

René erkannte die Stimme seines Bedienten.

»Wo denn?« fragte er.

»Hier, Herr Baron . . . in dem Wandschranke.«

René konnte sich trotz seiner üblen Laune eines Lächelns nicht erwehren.

Er ging an den Schrank, öffnete ihn und Larose kam zum Vorschein.

Der zweite »Cardinal Dubois« war leichenblaß und einer Ohnmacht nahe, er konnte sich kaum auf seinen schwankenden Füßen erhalten.

Der Mangel an Luft hatte den Unglücklichen dem Ersticken nahe gebracht.

II.

Maximilian und René.

»Was Teufel machtest Du denn da drinnen?« fragte René, als Larose sich einigermaßen erholt zu haben schien.

»Ach, Herr Baron!« seufzte der Bediente in einem jämmerlichen Tone, »ich wäre fast erstickt.«

»Wie lange bist Du denn so eingesperrt gewesen?«

»Ich glaube, es wird kaum eine halbe Stunde seyn ... obgleich mir die Zeit sehr lang vorgekommen ist.«

»Und wer hat Dich eingesperrt?«

»Der Schuft, der Bube, der eben hier war!«

»Cabirol?«

»Ja wohl, aber es soll ihm theuer zu stehen kommen.«

»Du wirst ihm etwas Rechtes thun,« erwiederte René; »Du bist ein einfältiger Prahlhans, ein ungeschickter Tölpel, Monsieur Larose.«

»Ich, Herr Baron?«

»Ja, Du.«

»Was habe ich denn gethan, um diese schimpflichen Bezeichnungen zu verdienen?«

»Mehr als zuviel, Dummkopf! Erst prahlst Du mit deiner Gewandtheit, versprichst mir alles Mögliche und schließlich hältst Du gar nichts. Du hast seit diesem Morgen deine Unbrauchbarkeit glänzend bewiesen. Du hast es nicht zu vermeiden gewußt, daß der Geliebte des Mädchens, auf das wir es abgesehen hatten, unseren Plan erfuhr, was das ABC deines Handwerkes, die Eselsbrücke ist. Ferner hast Du mir diesen Cabirol auf den Hals gezogen, Du hast Dich von ihm in den Wandschrank sperren lassen, wie einen Schulbuben, und endlich hast Du nicht einmal so viel Verstand gehabt, um Hilfe zu rufen, als ich ins Vorzimmer trat, was mich sogleich über die ganze Sachlage aufgeklärt haben würde.«

»Ich gestehe Ihnen offen, Herr Baron, ich fürchtete mich,« erwiederte Larose.

»Vor was denn?«

»Vor dem Messer dieses Cabirol.«

»Ah so!«

»Ganz wie Sie, Herr Baron.«

»Was war das?«

»Ich sage ganz wie Sie, Herr Baron.«

»Was meinst Du damit?«

Larose nahm hier eine kleine Lüge zu Hilfe.

»Ich meine damit,« antwortete er, »daß, als Cabirol mir drohte, daß er mir sein Messer in den Leib stoßen würde, weil ich ihn aus der Thür werfen wollte, ich es für klüger hielt, mich auf ähnliche Weise zu retten, wie der Herr Baron, nur mit dem Unterschiede, daß ich mich, anstatt in ein Zimmer, in den Wandschrank flüchtete, und da ich keine Pistolen hatte und überdies auch eingeschlossen war, so kam ich nicht wieder heraus.«

»Meister Larose,« entgegnete hierauf René, der sich durch die nicht sehr schmeichelhafte Parallele, welche sein Bedienter sich eben erlaubt hatte, in seinem Stolze gekränkt fühlte, »Du bist viel zu klug und geistreich für einen Bedienten... ich würde mir wahrhaftig ein Gewissen daraus machen, mir von einem so talentvollen Manne wie Du fernerhin die Kleider reinigen zu lassen... Du bist von heute an nicht mehr in meinem Dienste.«

»Sie schicken mich fort, Herr Baron?« fragte Larose.

»Ich schicke Dich nicht fort, ich entlasse Dich... das klingt höflicher...«

»Aber die Sache ist dieselbe,« murmelte der Bediente vor sich hin. »Nun, Alles erwogen,« setzte er laut hinzu, »ist mir dies immer lieber, als wenn ich mich verkannt sehe. Diesen Abend, Herr Baron, werde ich mein Bündel schnüren und morgen früh Ihr Haus verlassen.«

»Gut,« sagte René, indem er sich in sein Zimmer begab.

Der Rest des Nachmittags verging dem Baron von Savenay entsetzlich langsam, er langweilte sich über alle Maßen.

Allerdings brachte er diese Stunden auch ganz anders hin, als er es sich vorgenommen hatte. Anstatt, wie er hoffte, einen lebhaften Wunsch befriedigen zu können, hatte er nichts als unangenehme Enttäuschungen erfahren. Anstatt sich durch ein Schäferstündchen die Zeit zu vertreiben, hatte er sich von einem gemeinen Handwerker auf die unehrerbietigste Weise behandeln lassen müssen.

Kurz, der junge Herr befand sich in der verdrüßlichsten Stimmung, und abgesehen von dem Aerger über das bereits Geschehene, hatte er auch noch allerhand schlimme Ahnungen.

»Wenn der heutige Tag so endet, wie er begonnen hat,« sagte er zu sich, »dann muß ich gestehen, daß er nicht der angenehmste war. Nun, wir wollen sehen.«

Es schlug fünf Uhr.

Wir wissen, daß René nie in seiner Wohnung speiste.

Er ging daher aus.

In dem Augenblicke, als er ins Café Anglais treten wollte, hörte er seinen Namen rufen und zu gleicher Zeit fühlte er eine Hand auf seiner Schulter.

René wendete sich rasch um und erkannte den Grafen von Bracy, den er seit einigen Tagen nicht gesehen hatte.

Der Graf schien nicht heiter zu seyn; der Ausdruck seiner Gesichtszüge verrieth eine schmerzliche Verstimmung.

»Guten Abend, lieber Graf,« sagte René.

»Werden Sie von Jemanden erwartet, lieber Freund?« fragte Maximilian.

»Nein, warum?«

»Weil ich ein paar Worte mit Ihnen sprechen möchte.«

»So wollen wir zusammen speisen . . . wir können uns beim Essen am besten unterhalten.«

»Nein, dies geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich um sechs Uhr zu Tisch eingeladen bin und diese Einladung nicht versäumen kann.«

»Dann wollen wir unsere Unterredung auf diesen Abend oder auf morgen früh verschieben.«

»Nein, ich möchte gern sogleich mit Ihnen sprechen.«

»In diesem Falle scheint es fast, als ob Sie mir etwas Unangenehmes mitzutheilen hätten?«

»Woraus schließen Sie das?«

»Ich schließe es ganz einfach daraus, weil ich heute überhaupt einen bösen Tag habe, einen jener Tage, an denen uns Alles mißglückt und uns nichts als Unannehmlichkeiten begegnen. Sollte ich mich diesmal irren?«

»Es kommt darauf an, ob die Gerüchte, welche mir zu Ohren gekommen sind, wahr oder unwahr sind.«

»Also von Gerüchten ist die Rede?«

»Ja.«

»In Bezug auf mich?«

»Natürlich.«

»Und zwar von betrübenden Gerüchten?«

»Ja, sie sind mehr als betrübend, denn sollten sie Grund haben, was ich noch nicht glaube, so wären sie fast entehrend.«

»Wirklich!« rief René; »so ernst ist die Sache?«

»Ja, sehr ernst,« erwiederte der Graf.

»Nun, was sagen denn diese schlimmen Gerüchte?«

»Sie behaupten zuvörderst — doch vergessen Sie nicht, daß ich eben nur Gerüchte wiederhole — sie behaupten, daß Sie der Geliebte der Gräfin von Croi seyen.«

Ein Lächeln eitler Selbstgefälligkeit spielte um René's Lippen.

»Ja,« sagte er dann, »die Gräfin von Croi ist gewiß eine der schönsten jungen Frauen von Paris, und ich kann nicht glauben, daß Sie eine Unehre darin erblicken, ihr Geliebter zu seyn.«

Maximilian richtete einen forschenden Blick auf René, den dieser nicht aushalten konnte.

Er wendete sich ab und fragte mit erzwungener Gleichgiltigkeit:

»Nun, was weiter?«

»Man sagt ferner,« fuhr der Graf fort, »daß Sie überall einem Jeden, der es hören will, die näheren Umstände Ihres Liebesverhältnisses erzählen, und daß Sie den Zweiflern ein Armband zeigen, welches die Gräfin bei Ihrer ersten Zusammenkunft trug und das in der That von mehr als hundert Personen als ihr angehörend erkannt worden ist.«

René schlug die Augen nieder. Demungeachtet fühlte er, daß Maximilians forschender Blick noch immer auf ihm ruhte.

Er erröthete und erbleichte abwechselnd und bemühte sich, wiewohl vergebens, seine äußere Gleichgiltigkeit zu bewahren.

»Was noch?« fragte er weiter.

»Ist dies noch nicht genug?« rief der Graf.

»Ich erwarte noch immer die entehrenden Beschuldigungen.«

»René,« sagte der Graf in ernstem Tone, »ich muß gestehen, daß Ihr Benehmen mir fast die Ueberzeugung gibt, daß alle diese Gerüchte begründet sind.«

»Und wenn dies wäre?«

»Wie!« rief Herr von Bracy mit Lebhaftigkeit, »Sie sehen nicht einmal ein, daß die Beschuldigungen, die man Ihnen zur Last legt, schmachvoll für Sie sind?«

»Nein, ich sehe dies durchaus nicht ein.«

»Seyen Sie ganz aufrichtig gegen mich, René,« sagte Maximilian, indem er den Arm des jungen Barons ergriff; »sind Sie der Geliebte der Gräfin von Croi oder nicht?«

»Aber ...« begann René.

»Ich bitte Sie um eine Antwort,« unterbrach ihn der Graf, »um eine bestimmte Antwort.«

René zauderte. Plötzlich aber schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, denn er erhob den Kopf, blickte dem Grafen fest ins Gesicht und antwortete:

»Nun ja, es ist wahr.«

Ein Ausdruck noch tieferer Betrübniß sprach aus Maximilians Gesichtszügen.

»Die arme Frau!« flüsterte er in wehmüthigem Tone.

»Warum bedauern Sie sie?« fragte René.

»Warum ich sie bedaure?« rief Herr von Bracy.

»Ja.«

Ein Blitz zuckte in den Augen des Grafen.

Aber dieser Blitz erlosch sogleich wieder, und Maximilian sprach mit schmerzlich bewegter, aber fester Stimme:

»Ich will glauben, mein armer René, daß Sie ein unbesonnener, leichtfertiger Knabe sind, der keinen Begriff von dem Unheile hat, das er anrichtet. Ich will Sie jetzt noch für einen solchen unüberlegten Jüngling und nicht für einen ruchlosen Buben halten.«

»Für einen ruchlosen Buben?« rief der Baron zusammen zuckend; »haben Sie das Wort überlegt, dessen Sie sich bedienen?«

»Dieses Wort drückt meinen Gedanken vollständig aus,« erwiederte Maximilian langsam und mit ernster Betonung.

»Sie nehmen es also nicht zurück?«

»Nein.«

»Sie wenden es wirklich auf mich an?«

»Allerdings, wenn Sie so handeln, daß Sie es verdienen?«

»Und wer wird darüber urtheilen?«

»Ich.«

»Mit welchem Rechte werfen Sie sich zum Richter über meine Handlungen auf?«

»Mit welchem Rechte, René? . . . Sie fragen mich, mit welchem Rechte?«

»Allerdings frage ich Sie dies.«

»Nun wohl, mit dem Rechte, das mir mein Alter und meine Erfahrungen geben; mit dem Rechte, das mir mein ergrauendes und sich lichtendes Haar gibt; mit dem Rechte des Mannes, der große Fehler begangen und hart dafür gebüßt hat; mit dem Rechte des Mannes, der Sie unter seine besondere Obhut genommen und sich bemüht hatte, Ihre ersten Schritte in der Hölle von Paris zu leiten . . . ganz besonders aber mit dem Rechte, — und ich hätte

nicht geglaubt, René, daß Sie mir dieses Recht je bestreiten würden, mit dem Rechte, das mir die väterliche Zuneigung zu Ihnen gibt, in deren Folge ich Sie wie meinen eigenen Sohn betrachtete.«

Während der Graf von Bracy diese Worte sprach, konnte man an dem leichten Beben seiner Stimme erkennen, daß er tief ergriffen war.

René wurde fast gerührt durch diese sichtbare innere Bewegung, und er verzichtete auf die kampflustigen Ideen, welche einen Augenblick in ihm erwacht waren.

Er senkte das Haupt und schwieg.

»Sie zeigten sich vorhin entrüstet darüber,« fuhr der Graf fort, »daß ich mich des Wortes Bube bedient hatte; allein ich bezog dieses Wort nicht auf Sie, René, und wollte damit nur Folgendes sagen:

»Der Mann, der entweder durch Liebe, oder durch List die Zuneigung einer Frau gewonnen hat, die eine geachtete Stellung in der Welt einnimmt, deren Lebenswandel bis dahin ohne Makel war und deren Ehre, deren ganze Zukunft durch einen Verdacht, durch eine indiscrete Aeußerung gefährdet werden kann, ein solcher Mann muß sein Geheimniß in den innersten Tiefen seines Herzens verschließen, wie in ein dreifach vermauertes Grab, und eher sterben, als es verrathen.

»Handelt er anders, gibt er sein Geheimniß der Oeffentlichkeit preis, nimmt er keine Rücksicht auf den Ruf der Frau, die denselben nur um seinetwillen compromittirt hat, so ist dieser Mann ein schändlicher Bube, und nicht ich allein verdamme ihn, sondern jeder Rechtschaffene, der ein

biederes Herz im Busen trägt. Ja, René, ein solcher Mann ist ein Bube, ein fast eben so schändlicher Bube als derjenige, der eine Frau verleumdet. Fragen Sie sich selbst, welche tiefe Verachtung Sie gegen den Letzteren empfinden würden!«

Der Baron war wie vom Donner gerührt, und die Röthe der Scham bedeckte seine Wangen.

Ein unerbittlicher Lichtstrahl enthüllte ihm in diesem Augenblicke die ganze Schändlichkeit seines Verfahrens.

Er schämte sich seiner selbst, aber sonderbarerweise mischte sich in diese vorübergehende Beschämung keine Spur von Reue, noch weniger der Wunsch, den betretenen Weg der Schande und des Verbrechens zu verlassen, das schon begangene Unrecht wieder gut zu machen.

René's Stolz erfuhr eine kränkende Demüthigung, weiter nichts; sein Herz aber öffnete sich nicht der Reue.

Es entstand eine kurze Pause, welche der Graf von Bracy zuerst unterbrach, indem er wieder anhob:

»Nicht wahr, mein Sohn, Sie sind nicht so strafbar, als ich nach den Gerüchten, die mir zu Ohren gekommen sind, annehmen konnte? . . . Gestehen Sie mir offen die Größe Ihres Unrechts, ich will die ganze Wahrheit kennen lernen, denn es würde mir zu schmerzlich seyn, wenn ich mich gezwungen sähe, Ihnen meine Achtung zu entziehen.«

»Ich danke Ihnen, Herr Graf, ich danke Ihnen,« versetzte René mit raffinirter Verstellung, »Sie haben mich richtig beurtheilt. Mein Unrecht, denn dies kann ich leider nicht wegläugnen — besteht in einigen unbesonnenen Aeußerungen, die ich mit strafbarer Leichtfertigkeit gethan, und deren gefährliche Tragweite ich nicht zu ermessen vermochte.

Sie wissen, daß die Böswilligkeit in Allem leicht eine Waffe findet, und so hat sie auch meine Unbesonnenheit dazu benutzt. In einigen boshaften Menschen ist ein Argwohn aufgestiegen, sie haben spionirt und Vermuthungen aufgestellt und dadurch ist es ihnen endlich gelungen, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Ich wollte läugnen, allein es war schon zu spät, jene Böswilligen waren ihrer Sache zu gewiß, als daß sie meinen Widerlegungen hätten Glauben beimessen können. Dies ist der wahre Sachverhalt, ich versichere es Ihnen auf mein Wort.«

René schwieg. Der Graf von Bracy schien einige Augenblicke nachzusinnen.

»Aber das Armband?« fragte er endlich, »das Armband? . . .«

»Ich habe es leider gezeigt,« antwortete René demüthig und zerknirscht.

»Dies ist mehr als unbesonnen, mehr als leichtsinnig!« rief Maximilian mit bedenklicher Miene aus.

»Es ist beides, aber nichts mehr,« versetzte der junge Mann. »Eine Regung von dünkelhafter Eitelkeit, die ich jetzt beklage, hat mich veranlaßt, dieses Kleinod als eine Siegestrophäe zu benutzen; aber ich habe nicht einen Augenblick daran gedacht, daß man es erkennen könnte und daß ein solcher Gegenstand fast eben so gut war als ein Porträt.«

»Nun gut, es mag seyn,« entgegnete der Graf, »ich will glauben, daß Sie es nur aus leichtfertiger Unbesonnenheit gethan haben; aber ich dächte, Sie müßten eine furchtbare Last auf Ihrem Gewissen und auf Ihrem Herzen fühlen.«

»Ja wohl, eine Centnerlast!« rief René mit einem vortrefflich modulirten Seufzer; »dies ist das rechte Wort.«

»Gebe der Himmel,« fuhr Herr von Bracy fort, »daß die Sache keine schlimmen und traurigen Folgen haben mag! Ich wünsche es von ganzer Seele, aber ich ahne nichts Gutes!«

»Wie so?« fragte René.

»Nehmen Sie einmal an, daß der Graf von Croi nur das Geringste davon erfährt.«

»O, Sie wissen recht gut, daß die Ehemänner solche Dinge nie erfahren.«

»Im Allgemeinen wohl, aber es gibt Ausnahmen.«

»Nun?«

»Was würde in diesem Falle geschehen? . . . Es würden jedenfalls zwei Katastrophen eintreten. Die erste wäre die, daß der ganze Lebensfrieden eines jungen Ehepaares, das man zu den glücklichsten zählte, zerstört würde.«

»Und die zweite?«

»Die andere wäre höchst wahrscheinlich ein Zweikampf zwischen Ihnen und dem Grafen von Croi, in welchem einer von Ihnen, vielleicht Beide fallen würden.«

»O, Ihre Prophezeiungen klingen entsetzlich!«

»Gebe Gott, daß sie nicht in Erfüllung gehen! Was ich Ihnen heute sage, habe ich Ihnen, wie ich mich deutlich entsinne, schon vor einem Jahre am Morgen nach dem Balle bei der Herzogin von Chaumont-Landry gesagt, wo Sie die Gräfin von Croi zum ersten Male sahen. Damals war es noch Zeit, aber Sie hörten nicht auf mich.«

. . . .

Dieses Gespräch währte noch einige Minuten, dann verließ der Graf von Bracy den jungen Baron, um der Einladung nachzukommen, von der er im Augenblicke ihres Zusammentreffens gesprochen.

René trat ins Café Anglais und speiste allein in der verdrüßlichsten Siimmung.

Man kann leicht denken, daß Maximilians Vorwürfe und Ermahnungen, obgleich der Baron fest entschlossen war, sich nicht im mindesten nach ihnen zu richten, nicht geeignet gewesen waren, ihn aufzuheitern.

Seine düsteren Ahnungen kehrten zurück und nahmen mit jeder Minute eine bestimmtere Form an.

»Der Graf hat mir Unglück prophezeit,« sagte er zu sich selbst, indem er vom Tische aufstand; »es sollte mich sehr wundern, wenn seine Prophezeiungen nicht bald in Erfüllung gingen. Gott, in welches abscheuliche Wespennest bin ich gerathen! wie konnte ich so einfältig seyn, mich solchen Verdrüßlichkeiten auszusetzen, ohne nur ein wenig Vergnügen oder Nutzen davon zu haben! . . . Verwünschte Camelia! gleißnerische Rathgeberin! ohne Dich wäre es nie dahin gekommen! . . . Doch jetzt ist es zu spät, ich kann nicht mehr zurück. Also vorwärts denn!«

René verließ das Speisehaus und rauchte auf den Boulevards zwei Cigarren.

Dann ging er ins Theater des Variétés.

Aber die Töne des Orchesters afficirten seine Nerven auf das Unangenehmste und die Schauspieler und Sänger kamen ihm vor wie erbärmliche Possenreißer.

Aus den Variétés ging er ins Vaudeville.

Der Eindruck war dort ganz der nemliche.

»Ich muß etwas Anderes versuchen,« sagte René; »ich will in den Club gehen und um einen Louisdor den Point Whist spielen, dies zerstreut mich vielleicht ein wenig.«

III.

Im Club.

Die Gesellschaft im Club war diesen Abend sehr zahlreich.

Fünfzehn bis zwanzig junge Leute füllten das Rauchzimmer mit dem wohlriechenden Dampf ihrer Havannacigarren.

Zwei von unseren alten Bekannten aus dem »Schwalbenclub,« die Herren von Chazelles und von Audival, standen am Camin und unterhielten sich mit einander.

Da jedoch ihr Gespräch in keiner Beziehung zu unsrer Erzählung steht, so halten wir es nicht für nöthig, dasselbe hier mitzutheilen.

René öffnete die Thür und blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, um sich nach befreundeten Gesichtern umzusehen.

Als er Chazelles und Audival bemerkte, ging er auf sie zu und sagte zu Ersterem, indem er ihm die Hand reichte:

»Guten Abend, Theuerster.«

Chazelles drückte herzlich die ihm dargebotene Hand.

Hierauf wünschte René auch Audival einen guten Abend und reichte ihm ebenfalls die Hand.

»Guten Abend,« erwiederte der Bruder der Vicomtesse von Luzy in einem eiskalten Tone.

Und anstatt die Hand des jungen Barons zu ergreifen, bückte er sich, um seine Cigarre anzuzünden, obgleich sie gar nicht ausgegangen war.

Die Absichtlichkeit dieser Bewegung entging René nicht, er errieth vollkommen, daß Audival ihm die Hand nicht geben wollte, und er fühlte die Beleidigung, denn er wurde purpurroth im Gesicht und seine Stirn verfinsterte sich.

Ein unbekannter Grund bewog ihn indessen wahrscheinlich, eine Herausforderung zu vermeiden; er stellte sich als ob er nichts bemerkt hätte, wechselte mit Chazelles einige nichtssagende Phrasen und verließ dann das Rauchzimmer wieder.

»Ist etwas vorgefallen?« fragte hierauf Chazelles seinen Gesellschafter neugierig.

»In wiefern?«

»Nun zwischen Dir und René.«

»Wie kommst Du auf diese Frage?«

»Sollte ich nicht recht gesehen haben?«

»Was hast Du gesehen?«

»Es schien mir als antwortetest Du ihm kaum und als vermiedest Du es absichtlich, ihm die Hand zu reichen.«

»Allerdings.«

»Ich habe mich also nicht geirrt?«

»Nein.«

»Was habt Ihr denn mit einander?«

»Der Baron ist ein Schurke.«

»Wie? René?«

»Ja, ein nichtswürdiger Bube.«

»Was hat er denn gethan?«

»Das weißt Du noch nicht?«

»Ich weiß kein Wort.«

»Nun, so will ich es Dir sagen. Er hat mit einer sehr vornehmen und geachteten Dame ein Liebesverhältniß angeknüpft . . .«

»Das ist keine Sünde.«

»Allerdings nicht. Aber höre nur weiter. Diese junge Frau gehörte zu den wenigen, denen die Verleumdung und die Medisance bis jetzt nichts hatten anhaben können, so rein und makellos schien ihr Lebenswandel zu seyn.«

»Wer ist diese Frau?«

Herr von Audival antwortete nicht auf diese Frage, sondern fuhr fort:

»Und weißt Du, wie der Herr Baron das ungeheure Opfer vergilt, das jene Frau ihm bringt, indem sie um seinetwillen Alles, ihre Ehre, ihren guten Ruf, ihr Glück, ihren Frieden, ihre ganze Zukunft aufs Spiel setzt? . . . ahnest Du es?«

»Nein,« erwiederte Herr von Chazelles.

»Du wirst staunen.«

Audival theilte nun seinem Freunde alle uns schon bekannten Umstände mit, wegen deren Maximilian von Bracy dem jungen Baron so strenge und wohlverdiente Vorwürfe gemacht hatte.

»Wenn die Sache so ist,« sagte Chazelles, als er die Erzählung bis zu Ende angehört hatte, »dann hast Du Recht, dann ist René ein Schurke.«

»Dazu kommt nun noch,« setzte Audival hinzu, »daß ich einen ganz besonderen Grund habe, über die Geschichte empört zu seyn.«

»Und dieser ist?«

»Weil die bewußte junge Frau eine der intimsten Freundinnen meiner Schwester ist und ich dadurch, daß ich Savenay bei Letzterer eingeführt, leider nicht wenig dazu beigetragen habe, daß die Verführung, deren beklagenswerthe Folgen wir jetzt vor Augen sehen, möglich wurde.«

»Eine intime Freundin deiner Schwester?« wiederholte Chazelles.

»Ja.«

»Es ist doch nicht . . .«

Chazelles hielt inne.

»Erräthst Du es?« fragte Audival.

»Vielleicht . . . aber wahrhaftig, ich wage es kaum den Namen auszusprechen, der mir auf der Zunge schwebt.«

»Sprich ihn immerhin aus.«

»Es ist doch nicht . . . aber nein, das kann nicht seyn!«

»Vielleicht dennoch.«

»Die Gräfin von Croi?«

»Ja wohl.«

»Wie? dieser Engel an kindlicher Unschuld?«

»Leider!«

»Diese Frau, die man für unantastbar hielt und von der man nicht glaubte, daß Jemand es wagen würde, ihr ernstlich den Hof zu machen?«

»Allerdings glaubte man dies, aber man irrte sich.«

»Sie liebte ja ihren Gatten unaussprechlich, wie man wenigstens allgemein sagte . . .«

»Es scheint dennoch nicht so.«

»Das junge Ehepaar soll so glücklich gelebt haben, wie man es selten findet.«

»Ja, ich muß gestehen, daß ich über das Ereigniß eben so erstaunt bin als Du, aber es ist unbestreitbar.«

»Der arme Croi! ein so prächtiger Mann! er ist mir zehnmal lieber als dieser Savenay.«

»Zehnmal? . . . Hundertmal mußt Du sagen. Mich dauert der arme Graf in der Seele, denn er hat in seinem ganzen Wesen etwas Ritterliches, wodurch er sich von uns blasirten und abgelebten Edelleuten, die mir vorkommen wie abgegriffene Münzen, auf denen man das Gepräge nicht mehr erkennen kann, vortheilhaft unterscheidet.«

»Weiß er denn etwas davon?«

»Nein.«

»Das ist noch ein Glück.«

»Ja, aber es bedarf nur eines Funkens, um den Brand zu entzünden.«

»Und ich glaube der Brand würde fürchterlich seyn, meinst Du nicht auch?«

»Ja wohl, ganz gewiß.«

Herr von Audival hatte die letzten Worte kaum ausgesprochen, so wurde die Thür des Rauchzimmers von neuem geöffnet, und der Graf von Croi trat ein.

Er sah leichenblaß aus und sein entstelltes Gesicht verrieth einen so tiefen Seelenschmerz, daß man ihn nicht betrachten konnte, ohne von inniger Theilnahme ergriffen zu werden.

Als die beiden Freunde den Grafen bemerkten, wechselten sie einen raschen Blick, welcher deutlich den Gedanken aussprach:

»Er weiß Alles! was wird geschehen?«

Heinrich von Croi kam geraden Weges auf die beiden jungen Cavaliere zu.

Sie gingen ihm einige Schritte entgegen und drückten ihm mit Herzlichkeit die Hand; aber keiner von ihnen sprach ein Wort.

Was hätten sie auch sagen, durch welche banale Phrase eine Unterredung beginnen sollen, welche, dies sagte Beiden ihr Gefühl, jedenfalls sehr ernster Art seyn mußte?

»Ich suchte Sie, meine Herren,« hob der Graf nach einer Pause mit sichtlich bewegter Stimme an.

Darauf ließ sich nichts erwiedern.

»Sie sind Beide meine Freunde,« fuhr Heinrich fort, »meine guten und aufrichtigen Freunde, nicht wahr?«

»Gewiß!« riefen die beiden jungen Leute zu gleicher Zeit.

»Und ich darf auf Sie rechnen?«

»Was Sie auch von uns verlangen mögen, lieber Graf,« entgegnete Audival, »Sie können in jeder Beziehung auf uns zählen.«

»Ich danke Ihnen,« versetzte Herr von Croi. »So kommen Sie mit mir.«

»Wohin?«

»Ins Nebenzimmer.«

»Was wollen Sie dort?«

»Sie werden es sehen.«

»Können Sie es uns nicht sogleich sagen?«

»Nein, kommen Sie nur.«

Weitere Fragen würden überflüssig gewesen seyn.

Heinrich ging auf die Thür zu, Chazelles und Audival folgten ihm.

Das große Zimmer, in welches sie traten, war mit Clubmitgliedern angefüllt.

René saß an einem Whisttische, das Gesicht der Thür zugewendet.

Als diese Thür geöffnet wurde, blickte der Baron zufällig auf und er sah den Grafen mit seinen beiden Begleitern eintreten.

Wahrscheinlich las er in Heinrichs Gesichtszügen wie in einem offenen Buche und ohne Zweifel erschrak er über das was er darin las, denn er wurde blaß wie ein Leichentuch, noch bläßer als Heinrich selbst.

Ein nervöses Zittern ergriff die Hand, in der er die Karten hielt, und diese fielen auf den Tisch.

René's Partner bemerkten sogleich die plötzliche Verlegenheit des jungen Mannes und sahen sich nach der Ursache derselben um.

Diese Ursache war offenbar für Niemanden ein Geheimniß, denn jedes Gespräch wurde alsbald unterbrochen und es entstand eine Todtenstille im Zimmer.

»Herr von Savenay,« sagte Heinrich mit lauter und fester Stimme, »ich habe einige Worte mit Ihnen zu sprechen.«

»Mit mir, Herr Graf?« stammelte René, dessen Bläße einer glühenden Röthe Platz machte.

»Ja, Herr Baron, mit Ihnen.«

»Ich bin zu Ihren Diensten, und wenn Sie wollen, daß wir in ein anderes Zimmer oder auch hinaus gehen...«

»Nein,« fiel Heinrich ein, »ich will hier mit Ihnen sprechen, ich wünsche daß alle Anwesenden es mit anhören, was ich Ihnen zu sagen habe.«

»Herr Graf . . .« begann René mit fast bittender Stimme.

Heinrich gebot ihm durch einen Wink Stillschweigen und fuhr mit scharfer Betonung fort:

»Ich will, daß alle hier anwesenden Herren erfahren, was Sie sind . . . da die Beleidigung öffentlich gewesen ist, soll es auch die Genugthuung seyn.«

»Aber ich weiß gar nicht,« bemerkte René, »was Ihre Worte bedeuten und von welcher Beleidigung Sie sprechen . . .«

»So? Sie wissen es nicht?«

»Nein.«

»Nun, so will ich es Ihnen sagen. Herr Baron von Savenay, ich habe Ihnen mein Haus und mein Herz geöffnet, ich habe Sie meinen Freund genannt, ich habe Ihnen die Hand gedrückt wie meinem Bruder, und Sie haben meine Zuneigung und mein Vertrauen durch den schändlichsten Verrath vergolten. Sie haben es versucht, meine Gattin zu verführen, und da sie Ihre empörenden Anträge mit Entrüstung zurückwies, haben Sie sie durch Lügen und Verleumdungen entehren wollen.«

»Herr Graf!« rief René.

»Ja,« sprach Heinrich mit erhobener Stimme weiter. »Sie haben sie verleumdet! . . . Sie haben gesagt, die Gräfin von Croi sey Ihre Geliebte, und das ist eine freche Lüge!«

Mit diesen Worten trat er einige Schritte auf René zu.

»Herr Graf!« rief dieser noch einmal zurückweichend.

»Sie verdienen eigentlich nur Verachtung,« fuhr Heinrich, immer näher kommend, fort, »allein Ihr Geifer hat einen zu reinen und mir zu theuren Namen befleckt, als daß ich meinen Zorn unterdrücken könnte, und so erfahren Sie denn, wie man einen Buben Ihrer Art züchtigt!«

So sprechend, erhob Heinrich die rechte Hand und schlug den Baron, der einen solchen Angriff nicht vermuthete, mit aller Kraft ins Gesicht.

Der Schlag war so heftig, daß unmittelbar darauf die Spuren aller fünf Finger auf René's Wange sichtbar wurden.

Dieser stieß einen dumpfen Schrei aus, den ihm die Wuth und zugleich auch der Schmerz entrissen.

Die Knie brachen unter ihm zusammen wie bei einem verwundeten Tiger; dann richtete er sich wieder empor, um über den Grafen herzufallen.

Es würde sich ohne allen Zweifel zwischen den beiden Männern ein heftiger Kampf entsponnen haben, hätten sich nicht einige von den Anwesenden ins Mittel geschlagen.

Sie traten zwischen den vor Wuth schäumenden René und den wieder ruhiger gewordenen Grafen und trennten sie.

Herr von Savenay sträubte sich heftig in den Armen der ihn Haltenden und überhäufte seinen Gegner mit einer Flut von beleidigenden Schimpfworten.

»Ich bitte Sie um Entschuldigung, meine Herren,«

sagte nun der Graf, »daß ich diesen ärgerlichen Auftritt veranlaßt habe. Ich hätte an mich halten sollen, aber es fehlte mir die Kraft dazu, und die Größe der mir zugefügten Beleidigung wird mir hoffentlich Ihre Verzeihung verschaffen.«

Hierauf wendete er sich an René und sprach zu diesem:

»Die Herren von Audival und von Chazelles haben die Güte gehabt, sich mir zur Verfügung zu stellen . . . sie werden mich in meine Wohnung begleiten. Wer etwas mit ihnen zu sprechen haben sollte, wird sie bis ein Uhr nach Mitternacht bei mir finden.«

»Tragen Sie keine Sorge, Graf von Croi!« rief René, »sie sollen nicht lange warten.«

»Das wird mir lieb seyn,« entgegnete Heinrich.

Nach diesen Worten schritt er mit seinen beiden Begleitern auf die Thür zu.

»Dies Alles hindert mich jedoch nicht, der Geliebte Ihrer Frau Gemalin zu seyn,« rief der Baron ihm nach; »haben Sie mich verstanden, Herr von Croi?«

Ein Gemurmel des Unwillens erhob sich von allen Seiten und übertäubte diese Worte.

Heinrich hatte sie demungeachtet gehört.

Er kehrte noch einmal um und sagte mit kaltblütiger Ruhe zu dem Baron:

»Es ist Ihr Glück, daß ich kein Pistol bei mir habe.«

»Ah! warum denn, wenn ich fragen darf?«

»Weil ich Ihnen sonst auf der Stelle die Hirnschale zerschmettern würde.«

»So? wirklich?«

»Ja, Herr Baron, wie man einen tollen Hund niederschießt, ohne eine Spur von Bedauern!«

»Sehr schmeichelhaft, Herr Graf.«

»Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben . . . anstatt Sie diesen Abend schon niederzuschießen, werde ich es morgen früh thun.«

»Das werden wir sehen.«

»Ja, gewiß werden wir es sehen.«

Heinrich verließ nun mit seinen beiden Freunden den Club.

»Dieser Graf von Croi ist doch ein unverschämter Flegel!« rief René, als er sich entfernt hatte; »der Teufel soll mich holen, wenn ich dies in ihm gesucht hätte. Was sagen Sie dazu, meine Herren?«

René blickte umher und erwartete eine Antwort auf diese Frage.

Aber Niemand antwortete ihm.

Die Anwesenden waren fast ohne Ausnahme junge Leute von mehr als leichten Sitten, aber René's Handlungsweise fand bei keinem einzigen von ihnen Entschuldigung.

René verstand diese stillschweigende Mißbilligung und sie machte den nemlichen Eindruck auf ihn, als ob er einen neuen Schlag ins Gesicht bekommen hätte.

Den ganzen Club konnte er jedoch nicht zum Zweikampfe fordern und er mußte daher diese Collectivbeleidigung einstecken.

Er verbiß seine ohnmächtige Wuth und entfernte sich.

In dem Augenblicke, als er das Trottoir des Boule-

vards betrat, befand er sich in einer an Wahnsinn grenzenden Aufregung.

Diese Aufregung legte sich jedoch nach einigen Minuten.

Er überlegte, daß er sich vor allen Dingen nach ein paar Secundanten umsehen müsse, um sie zu denen des Grafen zu senden.

Maschinenmäßig richtete er seine Schritte nach Maximilians Wohnung, die sich, wie man nicht vergessen haben wird, in einem der schönsten Häuser der Rue Taibout befand.

Der Hausmeister antwortete auf René's Frage, daß der Graf schon vor mehren Stunden ausgegangen sey.

Jetzt erinnerte sich René seiner Unterredung mit ihm auf dem Boulevard, die ihm in seinem gegenwärtigen aufgeregten Gemüthszustande völlig entfallen war.

Er gab nun die Hoffnung auf, den Grafen noch diesen Abend zu sprechen und indem er nachsann, an wen anders er sich in dieser wichtigen und dringenden Angelegenheit wenden sollte, kehrte er auf den Boulevard zurück.

René's Verlegenheit war groß, denn er verhehlte es sich nicht, daß mindestens neun Zehntel von den Mitgliedern des Clubs, wenn nicht alle, ihm ihren Beistand verweigern würden.

Dieser Gedanke erbitterte ihn aufs Höchste.

Sollte er ohne Secundanten auf dem Kampfplatze erscheinen müssen und in die traurige Nothwendigkeit versetzt werden, einen von denen seines Gegners anzunehmen?

Und wer sollte in diesem Falle die Bedingungen des Zweikampfes festsetzen und alles sonst Nöthige vorbereiten?

Der Zufall kam René zu Hilfe.

Als er bei der Passage de l'Opéra vorüberging, begegnete er dem Grafen von Bracy.

»Ah,« rief Maximilian, »guten Abend, René!«

»Guten Abend, lieber Graf,« versetzte der Baron, indem er den Arm seines väterlichen Freundes nahm.

»Sie sehen ja auffallend blaß aus?« sagte Letzterer, indem er den jungen Mann betrachtete.

»So, wirklich? . . . Nun, das hat seine Ursachen.«

»Ist etwas vorgefallen?«

»Ja wohl, sehr viel!«

»Was denn?«

»Sie müssen mir einen Gefallen thun.«

»Welchen?«

»Ich bitte Sie, einer meiner Secundanten zu seyn.«

»Sie haben also ein Duell?«

»Ja.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Mit wem?«

»Mit dem Grafen von Croi.«

»Er hat Sie gefordert?«

»Mehr als dies.«

»Was denn?«

»Er hat mich ins Gesicht geschlagen.«

»Wie?« rief Maximilian.

»Ja, er hat mich ins Gesicht geschlagen!« wiederholte René zähneknirschend.

»Wo?«

»Im Club, in Gegenwart von wenigstens fünfundzwanzig Personen.«

»Das thut mir in der Seele leid, aber verdient haben Sie es.«

»Wie? auch Sie?«

»Sie kennen meine Ansicht von der Sache und sie hat sich in den zwei oder drei Stunden, die ich Sie nicht gesehen habe, durchaus nicht geändert.«

»Von Ihrer Ansicht ist jetzt keine Rede, sondern von meiner Lage, und, glauben Sie mir, diese ist nicht die angenehmste.«

»Ich soll Ihnen also als Secundant dienen?«

»Ja, sind Sie bereit dazu?«

»Ich werde es Ihnen sogleich sagen. Wer sind die Secundanten des Grafen?«

»Chazelles und Audival.«

»Wo befinden sie sich in diesem Augenblicke?«

»Bei dem Grafen, wo sie bis ein Uhr warten wollen. Es ist jetzt eilf Uhr, und Sie sehen daher ein, daß die Zeit drängt. Wollen Sie meine Bitte erfüllen?«

»Ich muß wohl, denn ich kann Sie nicht in dieser kritischen Lage im Stich lassen. Also ich will Ihr Secundant seyn . . . aber . . . .«

»Nun aber?«

»Unter einer Bedingung.«

IV.

Die Secundanten.

»Unter einer Bedingung?« wiederholte René; »unter welcher? sprechen Sie . . . rasch!«

»Sie müssen mir gestatten, daß ich selbst Ihrem Gegner und seinen Secundanten gegenüber meine Meinung über die ganze Sache offen ausspreche.«

»Wie verstehen Sie das?«

»Es ist ganz einfach. Ein Secundant muß stets von dem guten Rechte dessen, dem er seine Dienste leistet, überzeugt seyn, oder es wenigstens scheinen. Ich aber kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich Ihnen durchaus Unrecht gebe und Ihre Handlungsweise entschieden verwerfe. Ich will mir daher das Recht vorbehalten, offen erklären zu dürfen, daß ich Ihnen nur deshalb als Secundant diene, um Sie nicht in Stiche zu lassen, keineswegs aber weil mich die geringste Billigung Ihres Verfahrens dazu bestimmt. Wollen Sie mich unter dieser Bedingung annehmen?«

René war einen Augenblick unschlüssig.

Allein er überlegte, daß er vielleicht keinen anderen Secundanten finden würde, wenn er Maximilians Anerbieten ablehnte.

Er antwortete daher:

»So verletzend Ihre Bedingungen auch für mich sind, ich nehme sie an.«

»Gut,« sagte der Graf. »Haben Sie schon einen zweiten Secundanten?«

»Nein.«

»Wissen Sie einen?«

»Eben so wenig.«

»So wollen wir zu Percival gehen.«

»Wird er sich bewegen lassen?«

»O ja; er ist ein unbedeutender, aber braver Mensch, der Alles zu thun bereit ist, was ich von ihm verlange.«

»Wenn ich nicht irre, wohnt er in der Rue-de-Provence?«

»Ja, nicht weit von Camelia, Ihrer früheren Maitresse.«

»Camelia!« dachte René; »sie ist an Allem Schuld! . . . Wir wollen gehen,« setzte er laut hinzu.

»Apropos,« sagte der Graf, »da Sie ohne directe Provocation Ihrerseits geschlagen worden sind, so wird man Sie wahrscheinlich als den Beleidigten betrachten.«

»Was liegt daran?«

»O, es ist ein großer Unterschied.«

»Inwiefern?«

»Weil Sie in diesem Falle die Wahl der Waffen haben.«

»Das ist mir sehr gleichgiltig.«

»Es muß indessen Alles in gehöriger Ordnung vor sich gehen.«

»Nun, meinetwegen.«

»Was wählen Sie? Degen oder Pistolen?«

»Ich wiederhole Ihnen, daß mir dies vollkommen gleichgiltig ist.«

»Wie schießen Sie?«

»Ziemlich gut.«

»Wie fechten Sie?«

»Auch so leidlich.«

»Es ist wahr, wir haben uns bisweilen gemeinschaftlich in den Waffen geübt, und ich entsinne mich, daß Sie ziemlich tactfest sind. Also wozu entscheiden Sie sich?«

»Ich überlasse dies ganz Ihnen, thun Sie was Sie wollen.«

»Nun so wähle ich den Degen. Diese Waffe ist jedenfalls die minder gefährliche, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß der Zweikampf beiderseits keinen tödtlichen Ausgang nehmen wird.«

Ein hämisches Lächeln spielte um René's Lippen.

Er legte die Hand an seine linke Wange, als ob er den schimpflichen Schlag, den Heinrich von Croi ihm darauf gegeben, noch gefühlt hätte.

Indessen erwiederte er:

»Gut, bleiben wir bei dem Degen.«

Im Stillen aber setzte er hinzu:

»Eine Degenspitze tödtet so gut wie eine Kugel.«

»Hier wohnt Percival,« sagte der Graf von Bracy.

René blieb stehen.

»Wollen Sie nicht mit hinauf kommen?« fragte Maximilian.

»Wozu?«

»Sie haben Recht, die Erklärungen, die ich geben muß, sind nicht sehr ehrenvoll für Sie . . . es ist eben so gut, wenn Sie nicht dabei zugegen sind.«

René unterdrückte nach besten Kräften eine Regung von Zorn.

»Ich werde mich mit Percival unverweilt nach der Wohnung des Grafen von Croi begeben,« sagte Maximilian hierauf noch; »wo treffen wir Sie?«

»Wo Sie wollen.«

»Also in Ihrer Wohnung . . .«

»Mir ist's recht, ich werde Sie erwarten.«

Der Graf von Bracy trat in das Haus und René schlug den Weg nach der Rue Saint-Lazare ein.

In seinem Vorzimmer fand er Larose.

»Wie, Schurke, Du bist noch hier?« herrschte er den Bedienten an.

»Sie haben die Güte gehabt, Herr Baron, mir bis morgen früh den Aufenthalt in Ihrem Hause zu gestatten. Bis zu dem Augenblicke meines Wegganges betrachte ich mich als Ihren Diener und bin zu Ihren Befehlen.«

»Es ist gut. Herr von Bracy wird mit einem anderen Bekannten nachher zu mir kommen.«

»Soll ich ihnen sagen, daß der Herr Baron ausgegangen sey?«

»Nein, ich bin für diese Herren zu Hause, und Du läßt sie in den Salon treten, wenn sie kommen. Zünde dort immer Lichter an.«

Larose verbeugte sich und René ging in sein Schlafzimmer.

Ungefähr um halb ein Uhr ertönte die Glocke an der Eingangsthür.

Es war Maximilian mit Herrn von Percival.

Larose führte sie in den Salon und benachrichtigte seinen Gebieter von ihrer Ankunft.

»Nun, wie ist's?« fragte René, indem er in den Salon trat.

»Wir kommen direct aus der Rue Tronchet,« antwortete der Graf von Bracy.

»Was haben Sie gethan?«

»Was zu thun war, es ist Alles festgesetzt.«

»Ort, Zeit und Waffe?«

»Ja.«

»Wo soll der Zweikampf stattfinden?«

»Im Gehölz von Vincennes.«

»Wann?«

»Morgen früh — oder vielmehr diesen Morgen, denn es ist Mitternacht vorüber — um sieben Uhr.«

»Und welche Waffe ist bestimmt worden?«

»Der Degen.«

»Vortrefflich, meine Herren, ich sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank und bitte Sie überzeugt zu seyn, daß Sie sich auf dem Kampfplatze meiner nicht zu schämen haben werden.«

»O, daß es Ihnen nicht an Muth fehlt, wissen wir,« entgegnete der Graf.

»Sie gestehen mir dies zu?«

»Gewiß.«

»Nun, das ist schon etwas.«

»Ja, aber nicht genug. Tapfer ist am Ende Jedermann, und ein Cavalier, der angesichts des Degens oder des Pistols den Muth verliert, ist und wird Gott sey Dank stets eine schmachvolle Ausnahme seyn.«

»Wollen Sie mich hier abholen, meine Herren?« fragte René, »oder begeben wir uns einzeln auf den Kampfplatz?«

»Percival wohnt in meiner unmittelbaren Nähe,« antwortete Maximilian, »und wir werden zusammen in meinem Wagen hinausfahren. Wir wollen Sie daher nicht erst abholen, Sie haben ja selbst Equipage.«

»Wie Sie denken; es ist am Ende gleichgiltig, wenn wir nur pünktlich um sieben Uhr an Ort und Stelle sind.«

»Das meine ich auch.«

»Wer sorgt für die Waffen?«

»Ich, ich habe zwei Paar. Da die Herren von Chazelles und Audival höchst wahrscheinlich ebenfalls welche mitbringen werden, so haben wir dann die Auswahl.«

Maximilian, der sich niedergesetzt hatte, stand auf und Herr von Percival folgte seinem Beispiele.

»Wollen Sie schon gehen?« fragte René.

»Es ist spät,« antwortete der Graf, »und wir müssen morgen früh zeitig aufstehen.«

»Also gute Nacht,« erwiederte Maximilian mit leiser und bewegter Stimme; »legen Sie sich ins Bett und schlafen Sie . . . wenn Ihr Gewissen es Ihnen erlaubt.«

Dann setzte er laut hinzu:

»Für einen Arzt brauchen wir nicht zu sorgen, die anderen Herren werden einen mitbringen.«

Während René's Secundanten auf die Thür des Salons zu gingen, entfernte sich Jemand, der im Vorzimmer an dieser Thür gelauscht hatte, rasch von derselben.

Es war Larose.

Der wackere Bediente hatte die ganze Unterredung mit angehört.

Jetzt rieb er sich vergnügt die Hände, als ob er sich über das was er eben erfahren, königlich freue.

Die Herren von Bracy und von Percival entfernten sich.

René ging zu Bett, aber er konnte nicht schlafen.

So stumm sein Gewissen bisher geblieben war, jetzt erhob es seine Stimme.

V.

Ein verabschiedeter Bedienter.

Wir haben Larose, den verabschiedeten Bedienten des Barons René von Savenay, am Schlusse des vorigen Capitels verlassen, als er sich, nachdem er die Unterredung seines gewesenen Gebieters mit den Herren von Bracy und Percival durch das Schlüsselloch belauscht hatte, vergnügt die Hände rieb.

Was war die Ursache dieser unzeitigen Freude?

Der Grund war ganz einfach der, weil Larose, den seine Verabschiedung heftig verdroß, hoffte, daß René am folgenden Morgen einen tüchtigen Degenstich durch den Leib bekommen würde.

Dieser Degenstich rächte ihn für die Härte des Barons.

»Also morgen früh um sieben Uhr im Gehölz von Vincennes,« sagte er zu sich selbst. »Schön, ich werde dort seyn und werde das Vergnügen haben, den Herrn Baron

wie ein Kaninchen oder wie ein Rebhuhn angespießt zu sehen. Das wird ein Hauptspaß!«

Dabei rieb er sich mit zunehmender Schadenfreude abermals die Hände.

»Der Himmel rächt mich,« setzte er hinzu. »Das wird für den kleinen Baron, der die Talente eines Dieners wie ich nicht zu würdigen versteht, eine kleine Lehre seyn.«

Nach diesem Monologe drückte Larose seinen betreßten Hut auf das rechte Ohr, knöpfte seinen Rock zu und verließ René's Wohnung, deren Schlüssel er mitnahm.

Larose hatte in der Nähe eine Geliebte, und zu dieser begab er sich.

»Aufgemacht!« rief er im Vorbeigehen dem Hausmeister zu.

Die Thür wurde geöffnet und Larose trat hinaus auf die Straße.

Dicht neben der Thür stand regungslos ein Mann, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt.

Larose bemerkte ihn.

»Teufel!« sagte er zu sich selbst, »sollte das ein Dieb seyn? . . . Wir wollen uns in Acht nehmen.«

In Folge dessen wendete Larose sich links, da der Mann zur Rechten der Thür stand.

In dem nemlichen Augenblicke entfernte sich der Unbekannte von der Mauer und ging dem Bedienten nach.

Larose beschleunigte seine Schritte, der Unbekannte that das Nemliche.

Jetzt wendete Larose sich um, in der Hoffnung, seinen Verfolger vielleicht zu erkennen.

»Ich habe mich nicht geirrt,« sprach der Unbekannte vor sich hin, nachdem er das Gesicht des Fliehenden gesehen hatte.

Zu gleicher Zeit erhob er die Hand, in der er einen dicken Stock hatte, und ließ diesen auf Larose's Schultern fallen, worauf Letzterer alsbald aus voller Kehle rief:

»Diebe! . . . Mörder! . . .«

»Still!« versetzte der Mann mit einer gebieterischen Baßstimme, »oder ich schlage Euch todt!«

Larose hatte wieder kehrt gemacht, aber er ahnte, daß die Hand seines Verfolgers aufs neue erhoben war und daß er einen zweiten Schlag zu erwarten hatte.

Er unterdrückte daher den Schrei, der ihm entschlüpfen wollte, und sagte nur in flehendem Tone:

»Ich bitte Sie, Herr Räuber, schonen Sie meiner! ich habe nicht mehr als vier Franken zehn Sous bei mir, und die will ich Ihnen gern geben!«

So sprechend, griff er mit zitternder Hand in die Westentasche.

»Behaltet euer Geld,« entgegnete der Unbekannte, »ich brauche es nicht.«

»So? nun was wollen Sie denn sonst von mir?«

»Seht mich an!«

Larose raffte seinen ganzen Muth zusammen und blickte auf.

»Herr Cabirol!« rief er ganz bestürzt aus.

»Der Nemliche, und ich halte mein Wort und schlage Euch auf der Stelle todt, wenn Ihr meine Fragen nicht bestimmt und ganz besonders aufrichtig beantwortet.«

»O, tragen Sie keine Sorge, Herr Cabirol, ich bin bereit, Ihnen Alles zu sagen, was Sie von mir wissen wollen.«

»Gut. Ihr habt gehört, was zwischen mir und eurem schändlichen Herrn vorgegangen ist, während Ihr in dem Wandschranke eingesperrt waret.«

»Ja wohl, ich habe Alles gehört, obgleich es mir in meinem Gefängnisse nicht wohl zu Muthe war, das können Sie glauben.«

»Was hat euer Herr gesagt und gethan, als ich fort war?«

»Er ließ mich zuerst aus dem Schranke.«

»Und dann?«

»Dann sagte er mir, daß ich mich nach einem andern Dienste umsehen könne.«

»Ihr seyd also nicht mehr bei ihm?«

»Ach nein!«

»Geschieht Euch ganz Recht.«

»Ich dächte eben nicht . . .« begann Larose; da er aber zu bemerken glaubte, daß Cabirol die Stirne runzelte, hielt er in dem angefangenen Satze inne und sagte:

»Ja wohl, es geschieht mir Recht, ich bin ganz Ihrer Meinung.«

»Ihr könnt leicht denken,« hob Cabirol wieder an, »daß ich nicht um euretwillen an dieser Hausthür wartete.«

»So, wirklich nicht? . . . ich glaubte gerade das Gegentheil.«

»Obgleich Ihr allerdings so viel Schläge verdient, als Ihr ertragen könnt, so wäre ich doch keinen Schritt darnach gegangen, um einen Schurken eurer Art zu züchtigen.«

»Daran würden Sie sehr wohl gethan haben.«

»Auf euren Herrn hatte ich es abgesehen.«

»Sie glaubten, daß er noch ausgehen würde?«

»Nein, aber ich hoffte ihn nach Hause kommen zu sehen.«

»Da hatten Sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht.«

»Wie so? sollte der Baron diese Nacht gar nicht nach Hause kommen?«

»Er ist schon seit einer Stunde zu Hause.«

»Es ist ja erst halb ein Uhr vorüber?«

»Allerdings.«

»Aber der Hausmeister hatte mir versichert, daß der Baron nie vor ein Uhr nach Hause komme.«

»Dies ist in der That seine Gewohnheit, aber heute hat er eine Ausnahme gemacht.«

»Ich will nicht hoffen, daß Ihr mich hintergeht!«

»Nein, gewiß nicht! was hätte ich auch davon? . . . Ein Herr, der mich so auf der Stelle fortjagt, den mag meinetwegen der Teufel holen! schlagen Sie ihn todt, wenn es Ihnen gefällt, ich werde Sie nicht daran hindern.«

Dieser Grund schien für Cabirol überzeugend zu seyn.

»Aber wie kommt es, daß er gerade diesen Abend eine Ausnahme gemacht hat?« fragte er den Bedienten weiter.

»Weil seit gestern sehr wichtige Dinge geschehen sind.«

»Was denn?«

»Der Herr Baron hat ein Duell auf den Hals bekommen.«

»So? ein wirkliches, ernsthaftes Duell?«

»Ja wohl, so ernsthaft wie es nur seyn kann. Ich wünsche von Herzen, daß es ihm schlecht bekomme.«

»Mit wem schlägt er sich denn?«

»Mit seinem intimsten Freunde, dem Grafen von Croi.«

»Was hatte er denn gegen diesen?«

»Wie es scheint, hat der Herr Baron sich an seiner Frau vergriffen, das hat den Herrn Grafen verdrossen und er hat ihn deshalb zum Zweikampfe gefordert.«

»Dieser Schurke von einem Baron kann also keine Frau in Ruhe lassen?« rief Cabirol.

»Es scheint so.«

»Wann findet das Duell statt?«

»Morgen früh.«

»Um wie viel Uhr?«

»Um sieben Uhr.«

»Wo?«

»Am Eingange ins Gehölz von Vincennes.«

»Wißt Ihr dies Alles genau?«

»Ja wohl, denn ich habe es aus der ersten Hand. Während die Secundanten meines Herrn ihm über die Bestimmungen, welche sie gemeinschaftlich mit denen des Grafen von Croi verabredet hatten, Bericht erstatteten, lauschte ich an der Thür . . .«

»Wird sich euer Herr allein auf den Kampfplatz begeben?«

»Ja, er fährt in seinem eigenen Wagen hinaus.«

»Es ist gut,« sagte Cabirol; »Ihr seyd ein Lump, aber wenn Ihr mir die Wahrheit gesagt habt, will ich Euch in Ruhe lassen. Habt Ihr mich aber belogen, so hütet Euch

vor mir! ich finde Euch gewiß wieder, und Ihr habt es heute schon erfahren, daß ich einen langen Arm und eine kräftige Faust besitze.«

»Ich habe Ihnen die reine Wahrheit gesagt, das schwöre ich bei meiner Ehre!«

»Bei eurer Ehre!« wiederholte Cabirol, indem er Larose mit einem verächtlichen Blicke maß; »nun, eine bessere Garantie als euer Ehrenwort kann ich allerdings nicht verlangen!«

Larose fing wieder an zu zittern.

»Ich bedarf Euer nicht mehr,« sagte Cabirol, der es bemerkte, daß seine Angst zurückkehrte; »macht daß Ihr fortkommt, wenn Ihr sonst wollt.«

Larose ließ sich dies nicht zweimal sagen.

Froh, daß er so wohlfeilen Kaufs davon gekommen war, begrüßte er Cabirol ehrerbietigst und entfernte sich mit der ganzen Schnelligkeit seiner mageren Beine.

»Ich möchte darauf wetten,« sagte er unterwegs zu sich selbst, »daß es außer dem Duell auf Degen noch etwas Anderes geben wird. Die Geschichte wird gewiß höchst interessant. Nun, wir werden ja sehen!«

VI.

Die Nacht vor dem Zweikampfe.

Wir verlassen jetzt den braven Cabirol, den classischen Bedienten Larose und den sittenlosen Baron von Savenay auf einen Augenblick, um zu einer von denjenigen Personen unserer Geschichte zurück zu kehren, welche unsere Theilnahme weit mehr verdienen als die beiden Letztgenannten.

Wir meinen den Grafen Heinrich von Croi.

Wir begeben uns zu dem Ende in die Rue Tronchet und treten in das Schlafzimmer des Grafen.

Wir wissen bereits, daß Heinrich in Begleitung der Herren von Chazelles und von Audival gegen eilf Uhr nach Hause gekommen war.

Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde waren René's Secundanten erschienen und wir haben gesehen, wie die Bedingungen des Zweikampfes, welcher in einigen Stunden vor sich gehen sollte, geordnet worden waren.

Sobald die Herren sich wieder entfernt hatten, schellte Heinrich seinem Kammerdiener und sagte zu ihm:

»André, schicke sogleich das Kammermädchen der Frau Gräfin zu mir.«

Nach einigen Minuten trat die uns schon bekannte Zofe ein.

Diese war nicht wenig neugierig zu erfahren, warum der Graf sie mitten in der Nacht zu sich rufen ließ.

»Hat sich die Gräfin schon niedergelegt?« fragte sie der Graf.

»Nein, Herr Graf,« antwortete das Mädchen.

»Wo ist sie?«

»In ihrem Schlafzimmer.«

»Was thut sie?«

»Ich glaube, sie erwartet den Herrn Grafen.«

»Hat sie Dir dies gesagt?«

»Nein, ich vermuthe es nur, weil sich die Frau Gräfin noch nicht auskleiden lassen wollte.«

»Nun, so geh' wieder zu ihr, mein Kind . . .«

»Sehr wohl, Herr Graf.«

»Sage ihr, daß ich sehr müde und auch nicht ganz wohl sey, daß ich mich sogleich ins Bett legen wolle, und daß ich daher vor morgen Früh nicht mehr das Vergnügen haben würde, sie zu sehen.«

»Der Herr Graf sieht in der That ein wenig blaß aus,« bemerkte die Zofe schüchtern, denn sie wunderte sich, daß der Graf ihr einen solchen Auftrag gab.

»Es ist nichts von Bedeutung, liebes Kind . . . ich fühle mich nur ein wenig angegriffen . . . sage es lieber der Gräfin gar nicht, daß ich unwohl bin, sie würde sich nur ohne Noth Sorge machen.«

»Sonst wünscht der Herr Graf nichts weiter?«

»Nein.«

»So habe ich die Ehre, Ihnen gute Nacht zu wünschen?«

»Gute Nacht.«

Das Kammermädchen entfernte sich.

Als Heinrich wieder allein war, verschloß er die Thür und kehrte dann langsam an den Ebenholzsecretär zurück, der in der Mitte des Zimmers stand.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit und finstere Resignation sprach aus seinen Zügen.

Er setzte sich auf einen Stuhl, stützte beide Ellbogen auf den Secretär, legte den Kopf in beide Hände und verweilte ungefähr eine Viertelstunde in dieser Stellung.

Nach Verlauf dieser Viertelstunde erhob er den Kopf wieder.

Eine glühende Fieberröthe bedeckte seine Wangen.

Sein Blick irrte unstät umher und obgleich seine Augen trocken waren, hatte dieser Blick doch einen schmerzlich ergreifenden Ausdruck.

»Gott ist gerecht!« flüsterte er zweimal hintereinander, »Gott ist gerecht! . . . Seine Strafen sind wohlverdient, aber sie sind hart!«

Noch geraume Zeit nachher bewegten sich seine Lippen, als ob er ein Gebet gesprochen hätte, dessen Worte man nicht verstehen konnte.

Dann stand er auf, ging an den Camin, nahm von dem Mantel desselben die beiden Lichter, welche das Zimmer mit ihrem matten Scheine erleuchteten, und stellte sie auf den Secretär.

Hierauf suchte er mehre Bogen Papier, einige große Briefcouverts und eine Stange schwarzes Siegellack hervor und legte Alles neben die Lichter.

Als dies geschehen war, setzte er sich wieder und begann zu schreiben.

Er schrieb jedoch nicht lange.

Nach einigen Augenblicken brach er das Blatt Papier, auf welches er nur wenige kurze Zeilen geworfen hatte, vierfach zusammen, schob es in ein Couvert und schrieb auf die Außenseite mit fester Hand die vier schauerlichen Worte:

»Dies ist mein Testament.«

Dieses Couvert legte er unversiegelt zur Linken neben sich.

Dann nahm er einen anderen und größeren Bogen Papier und begann wieder zu schreiben.

Diesmal hörte er nicht sogleich wieder auf.

Heinrich schrieb sehr langsam; wahrscheinlich erwog er jedes Wort, ehe er sich desselben bediente.

Zuweilen hielt er mehre Minuten inne und einigemal schien es als ob die Feder seinen ermüdeten Fingern entschlüpfen wollte.

Dann verbarg er das Gesicht in seinen Händen und wenn er es wieder erhob, glänzten Thränen in seinen Augen.

Der Graf von Croi leerte in jener Nacht einen bitteren Leidenskelch.

Es war vier Uhr Morgens, als Heinrich auf der letzten Seite die letzte Zeile schrieb.

Seine Kräfte waren erschöpft.

Jedes Fiebersymptom war verschwunden, nur eine völlige Muthlosigkeit war zurückgeblieben.

Das Gesicht des Grafen war bleich wie eine Wachsmaske, und einige kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Mit zitternder Hand brach er den zweiten Bogen Papier zusammen, verschloß ihn ebenfalls in ein Couvert und schrieb außen darauf:

»An die Frau Gräfin Bertha von Croi.

»Eigenhändig zu eröffnen.«

Und an den unteren Rand des Couverts schrieb er noch die schauerlichen Worte:

»Ist ihr nach meinem Tode zu übergeben.«

Jetzt hatte er die beiden Couverts nur noch zu versiegeln.

Heinrich näherte die schwarze Siegellackstange der Flamme des einen Lichtes.

Ein Petschaft mit seinem Wappen lag ihm zur Rechten.

Noch ehe aber das Lack sich entzündet hatte, sank die Hand des Grafen wieder zurück.

Er war nahe daran in Ohnmacht zu fallen.

Der physische Schmerz, verursacht durch die Anstrengung und Erschöpfung, siegte über die moralische Kraft.

Heinrich fiel in seinen Lehnstuhl zurück.

Sein Kopf sank auf die Brust herab und seine Augen schlossen sich.

Schlief er? oder war er ohnmächtig? . . .

Wir können es nicht sagen, denn wir wissen es selbst nicht.

Das Kammermädchen hatte sich des ihr von dem Grafen ertheilten Auftrags sogleich entledigt.

Bertha fuhr erschrocken zusammen, als sie die Worte vernahm, welche Heinrich ihr sagen ließ.

Schon den ganzen Abend wurde die junge Frau von einer schlimmen Ahnung gequält, und es schien ihr jetzt, als ob diese Ahnung sich bestätigte.

Sie sprang von ihrem Stuhle auf und eilte nach Heinrichs Schlafgemach, dessen Drücker sie leise herumdrehte.

Aber die Thür war von innen verschlossen.

»Er hat sich eingeschlossen!« dachte Bertha. »Mein Gott! was mag er vorhaben?«

Sie hatte einen Augenblick die Idee anzuklopfen, aber sie wagte es nicht.

Das Herz von zunehmender Angst und Besorgniß erfüllt, entfernte sie sich geräuschlos wieder.

Heinrich war so in Gedanken versunken, daß er nichts gehört hatte.

Es vergingen zwei Stunden.

Wozu Heinrich diese zwei Stunden anwendete, haben wir gesehen.

Bertha brachte dieselben in einer nicht zu beschreibenden und mit jeder Minute wachsenden Angst zu.

Nach Verlauf dieser Zeit verließ sie ihr Zimmer zum zweiten Male und begab sich wieder nach dem Schlafzimmer ihres Gatten.

Die Thür war noch immer verschlossen.

Ein schwacher Lichtschein, welcher durch das Schlüsselloch schimmerte, gab jedoch der Gräfin die Gewißheit, daß Heinrich noch auf war, da er Licht hatte.

Bertha würde in diesem Augenblicke gewiß mit Freuden eines der schönsten Jahre ihres Lebens dafür hingegeben haben, wenn sie durch die dünne Scheidewand hätte sehen können, womit ihr Gatte sich beschäftigte.

Allein sie hätte anklopfen müssen, um hinein zu gelangen, und dazu fehlte ihr, wie gesagt, der Muth.

Wie die meisten reichen uud vornehmen Damen, die sich persönlich in ihrem Hauswesen um nichts kümmern und Alles ihren Leuten überlassen, so kannte auch Bertha die innere Einrichtung ihrer Wohnung keineswegs genau.

Plötzlich aber fiel ein heller Lichtstrahl in das Dunkel ihres Geistes.

Sie erinnerte sich, daß sich in einem unbewohnten Gemache, welches zur Aufbewahrung von Koffern und anderen nicht immer gebrauchten Gegenständen benutzt wurde, eine kleine verborgene Thür befand.

Diese Tapetenthür stand, so viel sich Bertha entsinnen konnte, mit Heinrichs Garderobe und also indirect auch mit seinem Schlafzimmer in Verbindung.

Bertha holte eiligst ein Licht aus ihrem Zimmer, begab sich in das unbewohnte Gemach und suchte die verborgene Thür, die sie auch wirklich fand.

Die Gräfin versuchte dieselbe zu öffnen, da sie aber für gewöhnlich nicht benutzt wurde, so waren die Angeln verrostet und sie knarrte bei der geringsten Bewegung, als wollte sie gegen die ihr angethane Gewalt protestiren.

Bertha verlor indessen den Muth nicht.

Ueber eine Viertelstunde lang setzte sie mit unglaublicher Geduld und Behutsamkeit ihre Versuche fort, und sie wurden endlich mit Erfolg gekrönt.

Die Thür öffnete sich nach und nach immer weiter, so daß Bertha endlich hindurchschlüpfen konnte.

Die junge Frau war so bewegt, als sie in das Garderobecabinet trat, daß sie in der nächtlichen Stille die Schläge ihres Herzens hörte.

Jetzt kam ihr der Zufall zu Hilfe.

Die Verbindungsthür zwischen der Garderobe und dem Schlafzimmer war nur angelehnt, so daß sie nicht nöthig hatte, dieselbe erst zu öffnen.

Mit zurückgehaltenem Athem näherte sie sich auf den Fußspitzen dieser Thür.

Durch die Spalte erblickte sie ihren Gatten schlafend in der Stellung, die wir weiter oben beschrieben haben, und auf dem Schreibtische sah sie die beiden Couverts liegen, deren Aufschrift wir kennen.

Eine Regung von Eifersucht erwachte einen Augenblick im Herzen der jungen Frau.

»An wen mag er geschrieben haben, daß er es für nöthig hielt, sich zu dieser Arbeit einzuschließen?« fragte sie sich.

Von einer unüberwindlichen Angst und Neugierde angetrieben, überschritt sie die Schwelle und näherte sich ihrem Gatten.

Der weiche Fußteppich dämpfte das Geräusch ihrer Schritte.

Ueberdies ging sie sehr langsam und vorsichtig und ihre Bläße war so geisterhaft, daß sie eher einer dem Grabe entstiegenen Leiche, als einer Lebenden glich.

Vor ihrem Gatten angelangt, blieb sie stehen und sah ihn fest an.

Sie begann sich nun zu wundern und sogar zu ängstigen über Heinrichs festen und von völliger Regungslosigkeit begleiteten Schlaf.

Dieser Schlaf hatte große Aehnlichkeit mit dem Tode.

Bertha schauderte bei diesem Gedanken, und sie streckte schon die Hand aus, um den Arm ihres Gatten zu berühren, und ihn zu wecken.

Aber ein Umstand zerstreute ihre Besorgnisse, während ihr Schmerz dadurch vermehrt ward.

Heinrichs Augen waren geschlossen und mit einem breiten dunklen Ringe umgeben, aber durch die gesenkten Lider quollen langsam einige Thränen hervor und flossen einzeln über die Wangen herab.

»Allmächtiger Gott!« dachte Bertha, »welcher große Schmerz mag ihn selbst im Schlummer verfolgen?«.

Dann setzte sie sogleich im Stillen hinzu:

»Ha, die Briefe, sie werden mir vielleicht Aufklärung darüber geben.«

Und anstatt Heinrich zu wecken, verdoppelte sie ihre Vorsicht und schlich näher an den Schreibtisch.

Plötzlich aber fuhr sie erschrocken wieder zurück und nur mit Mühe vermochte sie einen Schrei des Entsetzens zu unterdrücken...

Sie hatte auf dem ersten Couvert die Worte gelesen:

»D i e s i s t m e i n T e s t a m e n t.«

»Sein Testament,« flüsterte Bertha vor sich hin; »er hat sein Testament aufgesetzt, und zwar mit Thränen in den Augen?... Denkt er denn schon an den Tod?«

Da die Lösung dieses Räthsels wahrscheinlich in dem Couvert enthalten war, öffnete sie letzteres rasch, entfaltete das vierfach zusammengebrochene Papier und las folgende Zeilen:

»Heute (hier war das Datum angegeben) habe ich im vollen Besitze meiner gesunden Körper- und Geisteskräfte, angesichts Gottes, dem ich meine Seele empfehle und dessen erhabene Barmherzigkeit ich anrufe, diesen meinen letzten Willen aufgesetzt, der ganz von meiner Hand geschrieben ist und von Niemanden angefochten oder umgestoßen werden kann.

»Ich hinterlasse mein ganzes bewegliches und unbewegliches Eigenthum, kurz Alles, was einen Theil meines Vermögens bildet, ohne irgend welche Ausnahme, meiner Gattin, der Frau Gräfin Bertha von Croi.

»Ich bitte die Gräfin, daß sie mir in einem Winkel ihres Herzens ein freundliches Andenken bewahren möge.

»Ich bitte sie demüthig, mir allen Kummer und Schmerz zu verzeihen, den ich ihr in den wenigen Jahren unserer Verbindung vielleicht verursacht habe.

»Ich bitte sie endlich, für die Ruhe meiner Seele so viele Messen lesen zu lassen, als sie für nöthig erachtet und zuweilen ein Gebet für mich zum Himmel empor zu senden.

»Dies ist mein letzter Wille und mein letzter Wunsch.

»Mögen beide erfüllt werden.

»Ich will es und hoffe es.

»Graf Heinrich von Croi.«

Man kann leicht denken, was in Bertha's Herzen vorging, als sie dieses kurze und wehmüthige Testament las,

dieses Meisterstück von einigen Zeilen, in denen sich die tiefste und innigste Liebe aussprach.

Als die Thränen, welche auf einige Secunden ihren Blick verdunkelten, zu fließen aufgehört hatten, nahm sie das zweite Couvert zur Hand.

Die Aufschrift desselben, noch schauerlicher als die des ersten, verursachte ihr einen neuen Schreck, als ob die kalte Klinge eines Dolches ihr in die Brust gebohrt worden wäre.

Diese Aufschrift lautete, wie man sich erinnern wird:

»An die Frau Gräfin Bertha von Croi.

»Eigenhändig zu eröffnen.«

Und weiter unten standen die Worte:

»Ist ihr nach meinem Tode zu übergeben.«

»Nach seinem Tode!« hauchte Bertha mit einem an Wahnsinn grenzenden Entsetzen. »Und diese Nacht hat er den Brief geschrieben?... also gedenkt er morgen zu sterben?«

Ihre Hand zitterte so heftig, als sie das Couvert öffnete, daß sie letzteres zerriß. Sie entfaltete den Brief und las Folgendes:

VII.

Ein Brief.

»Möge deine Hand nicht zittern, geliebte Bertha, wenn Du diesen Brief erbrichst.

»Sey außer Sorge, die letzten Worte eines dem Tode Geweihten werden nicht bitter seyn, dieser letzte Abschied wird wehmüthig werden, aber er wird keine Vorwürfe enthalten.

. . . .

»In dem Augenblicke wo Du gegenwärtige Zeilen liesest, ist das Ereigniß, welches ich vorausgesehen habe, jedenfalls geschehen, denn das Couvert wird erst, nachdem ich aufgehört habe zu leben, in deine Hände gelangen.

»Du weißt demnach, daß ich in einem Zweikampfe gefallen bin, Du kennst die Veranlassung zu diesem Zweikampfe und ich habe daher nur wenig hinzuzufügen.

»Ich bin Dir ein Bekenntniß schuldig, theure Bertha, denn ich habe mich schwer an Dir vergangen . . .

»Höre es mit mitleidigem Herzen an und habe nur Worte der Verzeihung für meinen Fehler, wie für mein Andenken.

»Gott hatte uns in seiner unerschöpflichen Güte mit vollen Händen die irdischen Glücksgüter gewährt, die er nicht eben häufig und nie in vollem Maße spendet.

»Es fehlte uns nichts, um nach den Begriffen der Welt vollkommen glücklich zu seyn.

»Wir waren Beide jung, Du warst schön, wir waren reich, und wir liebten einander.

»Ich sage, wir liebten einander, denn ich habe immer geglaubt, daß Du mich eben so innig liebtest, als ich Dich liebte, und noch heute glaube ich, daß ich diese zärtliche Liebe besessen und nur durch meine Schuld verloren habe.

»Ja, wir waren glücklich, sehr glücklich, glücklich in der Vergangenheit, denn unsere Erinnerungen waren frei von jedem Makel, glücklich in der Gegenwart, denn wir lebten nur für einander, glücklich in der Zukunft, denn sie lächelte uns freundlich entgegen, und ich glaubte den Stern unseres irdischen Glücks an einem wolkenlosen Himmel glänzen zu sehen.

»Doch eines Tages stürzte dieses Glück in sich zusammen, wie ein in seinen Grundmauern erschüttertes Gebäude, der ganze Traum zerrann, wie beim ersten Schimmer der Morgenröthe die trügerischen Nebel sich zerstreuen, die im Zwielichte der Dämmerung die Formen phantastischer Bauwerke annehmen...

»Und ach! ich wiederhole es mit schmerzlicher, mit trostloser Ueberzeugung: es ist meine Schuld, es ist ganz allein meine Schuld!

»O, Bertha, welche merkwürdige Sehergabe hatte der Himmel Dir verliehen, als Du mit solchem Widerwillen und mit solcher Angst nach Paris gingst?... Welche geheimnißvolle Ahnung sagte Dir so richtig, daß der Aufenthalt in dieser Stadt uns Unglück bringen werde?

»O, hätte ich doch damals deinen dringenden Bitten Gehör gegeben! . . . hätten wir doch unsere Liebe im Schatten der alten Bäume des Schlosses Croi verborgen! . . . Hätten wir dies gethan, so würde unser Glück dem bodenlosen Abgrunde, der es verschlungen hat, entgangen seyn.

»Aber ich wai ein verblendeter Thor.

»Ich hörte nicht nur nicht auf die rührenden Worte, in denen sich deine ganze Seele aussprach, ich wies sie sogar mit empörender, unverzeihlicher Härte zurück!

»Vergib mir, Bertha! vergib mir! . . . ich bitte Dich auf den Knieen darum! . . .

»Du weißt was damals in mir vorging, Du weißt, daß ich mich unter das Joch eines falschen Freundes gebeugt hatte, der uns nun beide unglücklich macht.

»Dieser Mann, den ich nicht nennen will, der mit seinem Degen meinen Leib tödten wird, wie er durch Gram schon mein Herz und meine Seele getödtet, er hatte sich meiner mit jener unumschränkten tyrannischen Gewalt bemächtigt, mit der die Geister des Bösen sich derer bemächtigen, die sie zu ihren Mitschuldigen und zu ihren Opfern auserwählt haben.

»In diesem Augenblicke, wo mein Geist sich der besonderen Klarheit erfreut, welche dem Tode unmittelbar vorhergeht, durchschaue ich vollkommen die Pläne dieses Buben.

»Diese Pläne waren so ruchlos wie er selbst und mit teuflischer Arglist ersonnen.

»Er hatte sich vorgenommen, mir eine unauslöschliche

Schmach auf die Stirn zu drücken, um mich Deiner unwürdig zu machen, um durch Eifersucht und Kummer eine Tugend und einen Widerstand zu bekämpfen, die man von jeder anderen Seite als unangreifbar kannte.

»Und es ist ihm gelungen.

»Er hat mich auf die Stufe der schamlosen Wüstlinge herabgezogen, welche nicht begreifen, daß es ohne Liebe keine wahre Sinnenlust gibt, und die den schmutzigsten Vergnügungen nachjagen.

»Ich habe mich tiefer erniedrigt als sie selbst, denn sie haben wenigstens die Entschuldigungsgründe für sich, welche ein beschränkter Verstand und unwiderstehliche fleischliche Gelüste darbieten. Diese Entschuldigung habe ich nicht.

»Er hat mich einem jener feilen Geschöpfe in die Arme geworfen, die mit ihrer Schönheit Handel treiben und sie an den Meistbietenden verkaufen.

»Durch welche Mittel hat er dieses schmachvolle Resultat erzielt? . . .

»Doch wozu soll ich deine Phantasie beflecken, indem ich es Dir sage? . . .

»Die ganze Sache ist abscheulich, empörend!

»Arme Bertha! armes Kind! um welches Menschen willen bist Du so schändlich hintergangen und verrathen worden!

»Und Du wußtest es! . . .

»O, was magst Du in deiner Liebe gelitten haben, wenn sie noch vorhanden war! wie mußt Du Dich in deinem gerechten Stolze gekränkt gefühlt, wie viele Thränen mußt Du vergessen haben, ehe Du den Racheplan ersannst, der mir das Leben kosten soll! . . .

*

»Der Himmel bestraft mich jetzt für den Kummer, den ich Dir bereitet habe! Er straft mich hart, aber er ist gerecht, und ich segne seine Hand.

»Ich möchte die Gewißheit haben, daß Du mir vergibst, theure Bertha, denn ich würde dann weniger an der Verzeihung zweifeln, die meiner dort oben wartet!

. . . .

»Zu gleicher Zeit mit diesem Briefe wirst Du mein Testament erhalten.

»Die Bestimmungen, die es enthält, sind kurz. Zu meinen Lebzeiten gehörte Alles, was ich besaß, Dir, es soll auch nach meinem Tode Dir gehören.

»Ich hinterlasse Dir demnach mein ganzes Vermögen in der festen Ueberzeugung, daß Du einen edlen und hochherzigen Gebrauch davon machen wirst.

»Und nun lebe wohl.

»Lebe wohl! . . . O wie hart klingt dieses Wort, wenn man noch auf so lange Jahre des Glücks und der Liebe gehofft hatte!

»Vergiß mich nicht ganz und bete zuweilen für den, der nur für Dich gelebt, der mit deinem Bilde vor der Seele aus dieser Welt scheiden und dessen Mund noch im Tode deinen Namen flüstern wird!

»Heinrich.«

Bertha hatte diesen Brief gelesen oder vielmehr mit den Blicken verschlungen.

Je weiter sie darin kam, um so starrer wurde ihr Blick, das Zittern ihrer Hände theilte sich dem ganzen übrigen Körper mit und ihr Busen wogte, als ob das Herz seine zu eng werdende Hülle zersprengen wollte.

Als sie zu Ende war, entsank der Brief ihren Händen und fiel einige Schritte vor ihr auf den Teppich nieder.

Jetzt entwand sich ein krampfhafter Seufzer der Brust der jungen Frau und sie rang in namenloser Verzweiflung die Hände.

Bei dieser Bewegung lösten sich ihre Haare auf und wallten in üppiger Fülle über die Schultern herab.

Sie fiel neben ihrem Gatten auf die Kniee, umschlang ihn mit beiden Armen und rief durch ihre Thränen mit dem Ausdrucke der höchsten Angst und Verzweiflung:

»Heinrich! Heinrich! ich bin deine Mörderin! . . .«

Der so unerwartet aus seinem bleischweren Schlummer geweckte Graf fuhr empor.

Er sah seine Gattin weinend und jammernd vor sich auf den Knieen liegen, und er konnte sich nicht sogleich erklären, wie sie hierher gekommen war und was überhaupt vorging.

Bertha ergriff seine Hände, bedeckte sie mit Thränen und Küssen und rief noch einmal:

»Heinrich! Heinrich! ich bin deine Mörderin! . . .«

Jetzt warf der Graf einen flüchtigen Blick rund umher.

Er sah, daß die Thür seines Garderobezimmers halb geöffnet war, er sah den Brief und das Testament aus den Couverts genommen, auf dem Teppiche liegen und er errieth Alles.

»Bertha,« stammelte er, auf den Brief zeigend, »Du hast ihn gelesen, nicht wahr?«

»Ja,« antwortete die Gräfin, »ich habe diesen unseligen Brief gelesen . . .«

Und mit erhobener Stimme setzte sie hinzu:

»Aber wenn Du nur deshalb sterben willst, weil Du mich für schuldig hältst, so lebe, Heinrich, lebe, denn ich bin unschuldig!«

VIII.

Die Gräfin von Croi.

Als Heinrich diese Worte vernahm, stand er auf und ein Zittern ergriff seinen ganzen Körper.

In seinen Augen strahlte eine überirdische Freude, die Sonne des Glücks umgab seine Stirn wie mit einer Glorie.

Aber es war nur ein flüchtiger Moment, die Glorie verschwand eben so schnell wieder, als sie entstanden war.

Er schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte:

»Unschuldig! . . . unschuldig! . . .«

»O!« rief Bertha mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes, »glaubst Du mir nicht, Heinrich?«

Der Graf schien zu schwanken und nach einer kurzen Pause erwiederte er:

»Lassen wir dies Alles, theure Bertha, denn es ist wahrhaftig zu traurig. Da Du den Brief gelesen hast, weißt Du auch, daß ich bereit bin, Alles zu vergeben und zu vergessen, wenn Du mir verzeihst. Sehen wir also ganz ab von diesem für mich so schmerzlichen Gegenstande, der es nicht minder auch für Dich seyn wird.«

Die Gräfin erhob den Kopf und ihre Augen funkelten.

»Heinrich!« rief sie aus, »warum sprichst Du vom Vergeben und Vergessen? warum scheint es Dir unangenehm

zu seyn, daß ich sage ich sey unschuldig? . . . Ich will diese Erklärungen, die Dir lästig sind, ich verlange sie, denn ich bedarf weder der Verzeihung noch des Vergessens . . . ich habe während meines ganzen Lebens nichts gethan, was ich zu verheimlichen oder worüber ich zu erröthen Ursache hätte.«

»Bertha . . . Bertha!« flüsterte Heinrich, der an sein Glück noch nicht glauben konnte, so groß und unverhofft erschien ihm dasselbe, »Bertha, sagst Du mir die Wahrheit?«

Die Gräfin erhob mit einer eben so einfachen als würdevollen Geberde die Hand und antwortete:

»Bei dem Andenken meiner Mutter, Heinrich, ich sage die Wahrheit!«

Es war unmöglich, den Ausdruck dieser Stimme, die Offenheit dieses Blickes zu verkennen; die Lüge ist einer solchen Sprache nicht fähig.

Mit diesem Augenblicke zündete die Hoffnung in Heinrichs Herzen ihre Zauberfackel an, welche nicht mehr erlöschen sollte.

Das Vertrauen war zurückgekehrt, Heinrich glaubte seiner Gattin.

Er befand sich jedoch in der Lage der systematischen Zweifler, welche, obwohl im Herzen zu den Lehren der ewigen Wahrheit bekehrt, noch mit dem Verstande zweifeln, aber gern bereit sind, sich vollends überzeugen zu lassen.

»O, ich glaube Dir, Bertha,« sprach er tief bewegt, »ich zweifle nicht mehr... ich will nicht mehr zweifeln. Aber wer gibt mir den Schlüssel des dunklen Geheimnisses, in dessen Irrgängen mein Verstand sich verirrt?«

»Ich selbst vielleicht,« antwortete Bertha.

»Dann thue es um des Himmels willen! thue es für mich, der Dich hundertmal mehr liebt als sich selbst.«

»Nun, so will ich es thun, da Du es wünschest; frage mich, Heinrich, und welche Frage Du auch an mich richten magst, ich glaube, daß ich Dir werde darauf antworten können.«

»Wohlan,« begann Heinrich, »Du weißt was man Dir zur Last legt und wer es Dir zur Last legt?«

»Ich weiß es nicht, aber ich ahne es.«

»Es ist also nicht nöthig, daß ich Dir den Buben nenne?«

»Sprich seinen Namen nicht aus, Heinrich, denn dieser Name verunreinigt die Lippen, über die er kommt.«

»Aber die Verleumdungen, welche Du erräthst, müssen sich doch auf irgend etwas stützen ... sie müssen einen Vorwand haben ... worin besteht dieser Vorwand?«

»Worin bestehen zuvörderst die Verleumdungen?«

»Man spricht von einem mysteriösen Hause in der Allée-des-Veuves ...«

»Ah!« rief Bertha.

»Weißt Du was man damit sagen will?«

»Ja.«

»Dieses Haus existirt also?«

»Ja wohl.«

»Aber Du bist nie dort gewesen?«

»Du irrst Dich, lieber Heinrich,« erwiederte Bertha ernst, »ich bin allerdings dort gewesen.«

Herr von Croi erschrak, und der Dämon des Argwohns regte sich wieder in ihm.

Bertha, welche errieth, was in seinem Herzen vorging, ergriff seine Hände, zog sie an die Lippen und setzte hinzu:

»Fürchte nichts, lieber Heinrich, ich werde Dir das Unverständliche sogleich erklären . . . es wird mir an Beweisen nicht fehlen, und die Wahrheit wird Dir mit den Händen greifbar und unwiderleglich erscheinen.«

Heinrichs neue Anwandlung von Argwohn verschwand sogleich wieder.

»Ich bin davon überzeugt,« sagte er, indem er Bertha umarmte und an die Brust drückte, »und der beste Beweis dafür mag Dir seyn, daß ich nichts mehr wissen, Dich nicht weiter fragen will.«

»Ich aber,« entgegnete Bertha mit einem bezaubernden Lächeln, »bin neugierig wie eine echte Tochter Eva's, und ich will Alles wissen, Dir bis zu Ende auf jede deiner Fragen antworten.«

»Nun gut, es soll geschehen, wie Du es wünschest.«

»Was hast Du mich noch zu fragen?«

»Erräthst Du es nicht auch?«

»Nein, diesmal nicht.«

»Ich spreche von deinem Armbande . . . weißt Du in wessen Händen es sich in diesem Augenblicke befindet?«

»In den Händen jenes Schurken, nicht wahr?«

»Ja; Du hast es ihm aber nicht gegeben?«

»O Heinrich, wie kannst Du dies fragen!«

»Hat er es Dir entwendet?«

»Eben so wenig.«

»Aber wie ist es denn in seine Hände gekommen?«

»Er hat es weder von mir erhalten, noch es mir entwendet, er hat es gekauft.«

»Gekauft?«

»Ja.«

»Weißt Du das gewiß?«

»So gewiß als ich Dich liebe.«

»Und von wem hat er es gekauft?«

»Komm mit mir,« sagte Bertha, »Du sollst Alles erfahren.«

Mit diesen Worten nahm sie ihren Gatten bei der Hand, öffnete hastig die Thür, die er vor einigen Stunden verschlossen hatte, und zog ihn mit sich fort.

»Wohin führst Du mich?« fragte Heinrich.

»In mein Zimmer.«

»Kannst Du mir nur dort die Sache erzählen?«

»Ja.«

Die beiden Gatten erreichten Bertha's Schlafzimmer. Die tief herabgebrannten Lichter verriethen, daß die junge Frau eben so wie ihr Gatte noch nicht im Bett gelegen.

Bertha eilte an ein mit Messing ausgelegtes Tischchen von Rosenholz, eine reizende Erinnerung an die hübschen Spielereien, welche die Pompadour auf Befehl ihres königlichen Geliebten erfand.

Sie öffnete den Kasten dieses Tischchens, nahm einen Brief heraus und reichte diesen dem Grafen mit den Worten:

»Hier lies das, Heinrich.«

Es war das anonyme Billet, welches René an Bertha geschrieben, um sie in das Haus in der Allée-des-Veuves zu locken, damit sie sich von der Treulosigkeit ihres Gatten überzeugen sollte.

»Ha, der Bube!« rief Heinrich aus, als er den Brief gelesen.

»Was sagst Du dazu?« fragte Bertha.

Heinrich schwieg, aber seine Mienen und Geberden antworteten deutlich genug auf diese Frage.

»Fängst Du jetzt an die Sache zu durchschauen?« sprach Bertha weiter. »Doch Du sollst noch andere Dinge hören.«

Sie erzählte ihm nun, wie sie sich, von der Eifersucht fast zur Verzweiflung gebracht, entschlossen hatte, der Aufforderung in dem anonymen Briefe Folge zu leisten, wie sie in der Eile ihre Geldbörse vergessen und wie der Fiakerkutscher ein Unterpfand verlangte, weshalb sie ihm das Armband übergeben, welches dann René ohne Zweifel von diesem Menschen gekauft hatte.

Endlich erzählte sie ihm ausführlich die ganze Scene, welche in dem Hause der Allée-des-Veuves stattgefunden, und zeigte ihm auch den zweiten Brief des Barons von Savenay, dieses Muster von empörendem Cynismus und teuflischer Arglist.

»O!« rief Heinrich, als er von Allem unterrichtet war, »ich muß vor Dir auf die Kniee fallen, Du edles, herrliches Weib! Wirst Du mir je den Kummer vergeben können, den ich Dir verursacht? wirst Du meinen beleidigenden Argwohn vergessen können?«

Bertha antwortete nur durch ein Lächeln und durch einen langen, langen Kuß.

. . . .

»Heinrich,« sagte Bertha nach einer Pause, »jetzt mußt Du mir ein Versprechen geben.«

»Ein Versprechen?« wiederholte er.

»Ja.«

»So sprich, mein süßer Engel, Du weißt, daß Dir im Voraus Alles gewährt ist, was Du von mir verlangst.«

»Du erkennst mir also das volle Recht des Befehlens zu?«

»Ja.«

»Und Du wirst gehorchen?«

»Mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit.«

»Nun wohl, lieber Heinrich, so befehle ich Dir oder bitte Dich vielmehr darum, daß Du den Buben, dessen Namen ich nicht aussprechen will, nur mit der tiefsten Verachtung strafst und keinen Versuch machst, ihn auf andere Weise zu züchtigen.«

Bertha erwartete eine Antwort.

Aber Heinrich schwieg.

»Also nicht wahr, Heinrich,« fuhr die Gräfin fort, »es ist keine Rede mehr von dem Zweikampfe, der diesen Morgen stattfinden sollte?«

Heinrich schüttelte sanft mit dem Kopfe.

IX.

Der Stern glänzt.

»Nun?« rief Bertha. »Du antwortest mir nicht? . . . hast Du dein Versprechen schon wieder vergessen?«

»Meine inniggeliebte Bertha,« sagte Heinrich endlich, »verlange Alles von mir, nur das nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht im Stande bin es Dir zu gewähren.«

»Wie?«

»Es ist unmöglich.«

»Du brauchst nur zu wollen, Heinrich.«

»Hier hört die Macht meines Willens auf. Bedenke, liebes Kind, daß meine Ehre dabei betheiligt ist.«

»Deine Ehre?« wiederholte Bertha, »wie kann durch diese abscheuliche Geschichte deine Ehre gefährdet seyn? und wer sollte es wagen, sie anzugreifen?«

»Jedermann, selbst meine besten Freunde . . . wenn ich dein Verlangen erfüllte.«

»Deine besten Freunde? wie ist das möglich? wer hat das Recht, Dich zu tadeln, wenn Du einem Schurken verzeihen willst?«

»Liebe Bertha, Du hast Recht und auch Unrecht. Allerdings hat kein Mensch das Recht, meine Handlungen

zu controlliren und zu tadeln; aber ich habe jenen Schurken öffentlich insultirt.«

»Hatte er Dich nicht zuerst beleidigt?«

»Ich habe ihn im Locale unsers Clubs vor den Augen von mindestens zwanzig Personen ins Gesicht geschlagen.«

»Nun?«

»Und dafür bin ich ihm Genugthuung schuldig.«

»Wie? Genugthuung?«

»Allerdings, und ich darf sie ihm unter keinem Vorwande verweigern, wenn ich nicht für einen Feigling gelten will.«

Bertha stampfte mit dem Fuße und ein heftiger Unwille sprach aus ihren beweglichen Gesichtszügen.

»O, was ist das für eine Welt!« rief sie aus. »Also wenn ein falscher Freund, ein elender Wicht eine empörende Schändlichkeit gegen Dich begeht, so ist es nicht genug, daß Du die Schmach, die er auf Dich werfen wollte, ihm ins Gesicht zurückschleuderst, Du mußt auch noch dein Leben in einem Zweikampfe aufs Spiel setzen, in welchem er vielleicht durch irgend eine heimtückische List den Vortheil auf seine Seite bringt?«

»Die Welt ist nun einmal so,« erwiederte Heinrich, »man muß sich ihren Gesetzen unterwerfen, selbst wenn sie hart und ungerecht sind.«

»Aber dieser Mensch kann Dich ja möglicherweise umbringen!« rief Bertha, deren Unmuth sich mit jedem Augenblicke steigerte.

»Beruhige Dich, mein Kind, und verscheuche diese trüben Gedanken.«

Die Gräfin hörte diese Worte gar nicht.

»Wie?« fuhr sie fort, »ich sollte Dich nur wiedergefunden haben, um Dich auf's neue zu verlieren? das Herz, das mir eben erst zurückgegeben worden ist, sollte nur an meinem Busen geschlagen haben, um eine Stunde darauf im Todeskrampfe zu erstarren? . . . Nein, nein! dies kann nicht seyn! ich bitte Dich bei Allem was Dir theuer und heilig ist, Heinrich, bei meiner Liebe, bei meinem Leben, stehe ab von diesem unseligen Zweikampfe! . . . Schwöre es mir, daß Du Dich nicht mit jenem Menschen schlagen willst!«

Der Graf öffnete den Mund, um zu antworten, Bertha aber, welche eine abermalige Weigerung befürchtete, ließ ihm nicht Zeit, ein einziges Wort auszusprechen.

»O, sprich mir nicht von deiner Ehre!« fuhr sie mit ungestümer Heftigkeit fort. »Du sagst sie sey gefährdet . . . doch was thut das? ich brauche deine Ehre nicht, wohl aber vor Allem dein Leben. Dieser Zweikampf kann Dir den Tod bringen, und dies will ich nicht . . . nein, Du sollst, Du darfst nicht sterben!«

Bertha fiel ihrem Gatten zu Füßen und umschlang weinend seine Kniee, während sie noch einmal in bittendem Tone flüsterte:

»Schwöre mir, Heinrich, daß Du nicht hingehen willst.«

Der Graf hob sie auf, schloß sie in seine Arme, bedeckte sie mit Küssen, und als er sah, daß sie ein wenig ruhiger geworden war, sagte er mit sanfter und liebevoller Stimme zu ihr:

»Du brichst mir das Herz, meine Bertha, und zwar vergebens. Ich kann Dir nicht versprechen, was Du von mir verlangst . . . aber ich kann Dich beruhigen, und das will ich thun. Höre mich also an und glaube mir. Der Stern unsrer Zukunft, der einen Augenblick durch dunkle Wolken verschleiert war, ist strahlender als zuvor wieder erschienen. Eine innere Stimme, die mich gewiß nicht täuscht, sagt mir, daß uns kein Unglück droht. So tief mich auch in den ersten Stunden dieser Nacht die Last schlimmer Vorahnungen zu Boden drückte, jetzt ist mir wieder um so froher und leichter ums Herz. Sey ruhig, mein Kind, ich werde mein Leben, das Dir gehört, zu vertheidigen wissen. Glaube mir, liebe Bertha, nicht für mich hat man etwas zu fürchten, nicht für mich hat man Ursache zu beten.«

Wie ungenügend der Gräfin auch die Trostgründe ihres Gatten dünkten, da sich dieselben nur auf Ahnungen stützten, so kam sie doch zu der Ueberzeugung, daß es ihr nicht gelingen werde, Heinrichs Entschluß zu erschüttern.

Sie ließ daher ab von ihren Bitten, deren Nutzlosigkeit sie einsah, und ergab sich, anscheinend beruhigt, obgleich ihr das Herz blutete, in das Unvermeidliche.

So vergingen die noch übrigen Stunden der Nacht, denn Bertha wollte bis zum letzten Augenblicke bei ihrem Gatten bleiben.

Wir wissen, daß die Zusammenkunft der streitenden Parteien auf die siebente Morgenstunde, und zwar am Eingange des Gehölzes von Vincennes, festgesetzt war.

Heinrich, in dessen Wagen hinreichend Platz war, hatte

den Herren von Audival und Chazelles vorgeschlagen, mit ihm zu fahren.

Die beiden Secundanten waren damit einverstanden gewesen.

Kurz nach fünf Uhr gab Heinrich Befehl zum Anspannen, um halb sechs Uhr kamen di e beiden Herren in Begleitung eines Wundarztes an.

»Bei solchen Gelegenheiten,« sagte der Graf, »ist es besser man kommt zu früh als zu spät, und ich denke daher, daß wir aufbrechen. Sind Sie nicht auch dieser Meinung?«

Die Secundanten theilten seine Ansicht vollkommen.

Der Graf begab sich nun in Bertha's Zimmer und wechselte noch einen Kuß mit ihr.

Dann stiegen die vier Herren ein und der Kutscher hieb auf die Pferde, welche im scharfen Trabe dahinflogen, so daß mit Gewißheit anzunehmen war, daß man lange vor der bestimmten Zeit an Ort und Stelle eintreffen würde.

»Wahrhaftig,« sagte Heinrich, während der Wagen geräuschlos auf dem macadamisirten Boulevard fortrollte, »ich weiß eigentlich nicht, ob es recht von mir ist, daß ich mich heute schlage.«

»Warum denn nicht?« fragte Chazelles.

»Aus dem nemlichen Grunde, aus welchem derjenige der auf etwas wettet, was er bestimmt weiß, ein Betrüger ist.«

»Haben Sie etwa ein Paar von jenen geheimnißvollen und unfehlbaren Stiefeln,« bemerkte Audival, »welche zu den Zeiten Heinrichs III. und seiner Mignons in der Mode waren?«

»Nein, das nicht,« erwiederte Heinrich.

»Sie scheinen indessen die Gewißheit zu haben, daß René fallen wird?«

»Nein, durchaus nicht, nur die Gewißheit habe ich, daß ich nicht fallen werde.«

»Wie so? jeder Zweikampf ist doch ein Hazardspiel. . .«

»Ich kann mich nicht weiter darüber aussprechen. Die Gründe, auf die sich meine Ueberzeugung stützt, würden Ihnen nur ein mitleidiges Lächeln abzwingen. Die Ereignisse werden jedoch zeigen, daß ich Recht habe.«

»Wir wünschen sehnlichst, mein lieber Graf,« sagte Chazelles, »daß der Ausgang des Kampfes Ihre Worte nicht Lügen strafen möge.«

Das Gespräch nahm hierauf eine andere Wendung und wurde noch lebhafter und heiterer, eine seltene Erscheinung bei jungen Leuten, von denen der eine sein Leben aufs Spiel setzen und die anderen der blutigen Partie beiwohnen wollen, ganz besonders selten aber dann, wenn die Veranlassung zu dem Zweikampfe so ernst ist wie die, welche den Grafen von Croi auf den Kampfplatz führte.

Chazelles und Audival bewunderten Heinrichs ungewöhnliche Ruhe und Zuversicht und sie mußten unwillkürlich das Selbstvertrauen theilen, welches sein Blick und sein Benehmen verriethen.

Der Wagen erreichte, noch immer im vollen Trabe fahrend, die Barrière du Trône.

Plötzlich vernahm man ein Krachen und im nächsten Augenblicke neigte sich der Wagen auf die Seite.

Der Kutscher bemühte sich die Pferde anzuhalten, aber dies gelang ihm nicht schnell genug, um zu verhindern,

daß der Wagen sich immer tiefer neigte und endlich ganz auf die Seite fiel.

Die vordere Achse war gebrochen und das eine Rad hatte sich abgelöst.

Es war ein Unfall, aber ein vollkommen unschädlicher, keiner von den im Wagen Sitzenden hatte nur die geringste Verletzung erhalten.

Heinrich, seine beiden Secundanten und der Arzt sprangen sogleich aus dem Wagen und untersuchten die Beschädigung. Sie gehörte zu denen, die sich nicht in einem Augenblicke repariren lassen.

Es war nicht daran zu denken, in der Calesche weiter zu fahren.

»Ich will nur wünschen,« sagte der Graf, »daß wir durch diesen kleinen Unfall nicht aufgehalten werden und am Ende zu spät kommen.«

Mit diesen Worten sah er sich nach allen Seiten auf der Straße um. Allein es war nirgends ein Fiaker oder ein anderer Wagen zu erblicken.

»Ich sehe wohl,« sagte Heinrich, »daß wir uns darein ergeben und unsern Weg zu Fuße fortsetzen müssen. Der Herr Baron soll nicht sagen, daß wir ihn haben warten lassen.«

»Ja, vorwärts!« rief Chazelles.

Audival nahm die Degen, sowie ein Kästchen mit Pistolen, das er für alle Fälle mitgenommen hatte, aus dem Wagen, und die vier Herren entfernten sich.

X.

Im Gehölz.

In diesem Augenblicke zeigte sich am Horizonte ein Wagen, als ob ein glücklicher Zufall dem Grafen von Croi zu Hilfe kommen wollte.

Dieser Wagen kam vom äußeren Thore her und war ein Fiaker.

Er fuhr im kurzen Trabe seiner mageren Gäule und hatte die Nummer 799.

»Holla, Kutscher!« rief Chazelles, als der Fiaker bis auf Stimmweite herangekommen war.

»Zu dienen, meine Herren,« erwiederte der Angerufene, indem er einen kräftigen Peitschenhieb auf seine Mähren fallen ließ, der jedoch nur sehr geringen Eindruck auf sie machte.

Der Wagen hielt an, der Kutscher stieg herab und öffnete den Schlag.

Die vier Herren stiegen ein.

»Nehmen Sie mich nur für eine Fahrt oder auf die Stunde, meine Herren?« fragte der Kutscher, während er den Schlag wieder zuwarf.

»Auf die Stunde,« antwortete Heinrich.

»Gut, und wohin fahren wir, wenn ich fragen darf?«

»Bis an den Eingang des Gehölzes von Vincennes.«

Der Kutscher warf einen Seitenblick auf die Degen, welche durch die Falten eines Mantels nur mangelhaft verborgen wurden.

»Verstanden!« rief er aus.

»Daß Du tüchtig zufährst!« sagte Heinrich hierauf noch.

»Tragen Sie keine Sorge, meine Herren, wir werden fahren wie die Mylords! Meine Pferde sind frisch, sie haben diesen Morgen noch nicht gearbeitet und ich kann sie kaum erhalten!«

Der Kutscher des Fiakers Nr. 799 stieg wieder auf seinen Sitz und wendete um.

Die Pferde, deren klägliches Aussehen die pomphaften Versicherungen ihrers Führers auf das Eclatanteste Lügen strafte, gingen nur in einem kurzen, ungleichen Trabe, der die Ungeduld der jungen Herren, welche es nicht erwarten konnten, an Ort und Stelle zu kommen, aufs Höchste steigerte.

Ihre Ungeduld verwandelte sich fast in Wuth, als der Fiaker von einem andern Wagen überholt wurde, den Heinrich und seine Freunde sogleich erkannten.

Es war René's Equipage.

Die Pferde jagten wie der Blitz vorüber.

Heinrich lehnte sich aus dem Wagen und rief dem Kutscher zu.

»Du erhältst tausend Franken — hörst Du wohl, tausend Franken, wenn Du zu gleicher Zeit mit diesem Wagen ankommst!«

»Tausend Franken?« wiederholte der Kutscher.

»Ja.«

»Sie scherzen wohl!«

»Nein, gewiß nicht . . . ich habe sie bei mir und kann sie Dir auf der Stelle auszahlen, wenn Du sie verdienst.«

»Alle Wetter! ob ich sie verdienen will! und ich werde sie verdienen! . . . Tausend Franken! . . . Hüh, Bichette! hüh, Cocotte! es sind tausend Franken zu verdienen! das ist keine Kleinigkeit!«

Der Kutscher ließ die Zügel los, ergriff mit beiden Händen die Peitsche und begann aus Leibeskräften auf die armen Thiere loszuschlagen.

Doch seine Anstrengungen blieben erfolglos.

Die tausend Franken spornten den Eifer des Kutschers über die Maßen an, aber er konnte den unglücklichen Pferden keine andern Beine geben.

Sie liefen unter dem Hagel von Peitschenhieben, der auf sie herabregnete, weder schneller noch langsamer.

Aus Wuth darüber zerbrach endlich der Kutscher seine Peitsche und mußte zu seiner unaussprechlichen Verzweiflung auf die ihm so unerwartet versprochene große Belohnung verzichten.

»Es ist vergebens,« sprach Heinrich in fieberhafter Ungeduld vor sich hin, »wir kommen nicht zur rechten Zeit an.«

Während dies auf der Chaussée vor sich ging, wollen wir sehen, was unterdessen am Eingange des Gehölzes von Vincennes geschah.

Vor ungefähr einer Stunde waren in Zwischenräumen von fünf Minuten zwei Männer am Thore des Gehölzes angekommen.

Der erste, welcher, nebenbei gesagt, kein anderer war, als unser Freund Cabirol, trug einen bis oben herauf zugeknöpften Paletot.

Er hatte beide Hände in den Taschen des Paletots, denn es war an diesem Morgen empfindlich kalt.

Unter dem linken Arme trug er zwei, vier Fuß lange, nicht zu starke, aber ziemlich schwere Stöcke von festem, knotigem Holze.

Als er am Thore angekommen war, ging er vor dem Wachthäuschen auf und ab.

Nachdem Cabirol vielleicht zwanzigmal den freien Platz vor dem Wachthause durchmessen hatte, erschien, wie gesagt, ein anderer Mann.

Als Cabirol diesen erblickte, verfinsterte sich seine Stirn, denn er erkannte Larose.

Der Ausdruck seines Gesichts veränderte sich jedoch sogleich wieder.

Er hatte überlegt, daß die Ankunft des Bedienten die Richtigkeit der am vorigen Abend von ihm erhaltenen Mittheilungen bestätigte.

Als Larose bemerkte, daß die Gesichtszüge Cabirol's nichts Drohendes hatten, näherte er sich ihm bescheiden und ehrerbietig und begrüßte ihn durch drei tiefe Verbeugungen.

»Wie befinden Sie sich diesen Morgen, Herr Cabirol?« fragte er hierauf.

»Ich danke, wohl,« antwortete der junge Mann, dem nichts daran gelegen war, mit dem Bedienten ein Gespräch anzuknüpfen.

»Das freut mich,« versetzte Larose, der es im Gegentheil darauf abgesehen zu haben schien; »Sie sind pünktlich, Herr Cabirol, sogar zu pünktlich, denn Sie sind schon vor der Zeit gekommen . . .«

Cabirol antwortete nur durch eine bejahende Kopfbewegung.

Ohne sich dadurch entmuthigen zu lassen, fuhr Larose fort: »Auch ich bin pünktlich . . . ich hatte es Ihnen gesagt, daß ich kommen würde, und ich habe Wort gehalten. Hier also soll ich meinen gewesenen Herrn anspießen sehen!« sprach er, sich schadenfroh die Hände reibend, weiter; »auf Ehre, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich dieses interessante Schauspiel amüsiren wird, und ich glaube wahrhaftig, auch Sie, Herr Cabirol, würden um vieles Geld nicht wieder umkehren!«

Jetzt gab der junge Mann endlich seine Schweigsamkeit auf und fragte den Bedienten:

»Wo soll der Zweikampf eigentlich stattfinden?«

»Der Sammelplatz ist am Eingange des Waldes, und da sind wir.«

»Allerdings, aber hier ist kein passender Ort dazu, denn Ihr seht, daß beständig Leute vorübergehen.«

»Es ist wahr. Nun, wenn die Herren kommen, werden wir ja sehen, welchen Weg sie einschlagen, und dann gehen wir ihnen nach.«

»Mir wäre es viel lieber, wenn wir zuerst auf dem Platze seyn könnten.«

»Sie haben wirklich Recht . . . ich würde dort auf einen Baum steigen und mit Muße aus vollem Herzen meinem Herrn möglichst viel Unglück wünschen.«

»Aber wie sollen wir es erfahren?«

»Ich habe eine Idee.«

»Laßt sie hören.«

»Ich werde den Thoraufseher fragen.«

»Was wollt Ihr ihn fragen?«

»Nun, was anderes als wo man sich schlägt! er ist Tag und Nacht hier und weiß es gewiß.«

»So fragt ihn.«

Larose ließ sich dies nicht zweimal sagen.

Er klopfte an die Thür des Wachthäuschens, die ihm alsbald von einem kleinen alten Männchen von gutmüthigem Aussehen geöffnet wurde.

»Entschuldigen Sie,« redete Larose ihn an, »daß ich Sie störe.«

»Was steht zu Ihren Diensten, meine Herren?« fragte der Thoraufseher, denn Cabirol war ebenfalls näher getreten.

»Ich möchte mir eine Frage erlauben . . .«

»Lassen Sie hören.«

»Können Sie mir nicht sagen, wo man sich hier schlägt?«

Der Thoraufseher betrachtete einen Augenblick mit einem ziemlich spöttischen Lächeln den Unbekannten, der diese sonderbare Frage an ihn richtete und dessen Aussehen, wie wir wissen, nichts weniger als kampflustig war.

XI.

»Anna, Schwester Anna, siehst Du Niemanden kommen?«

(Blaubart.)

»Sie fragen mich, wo man sich hier schlägt?« wiederholte er.

»Ja, lieber Mann, Sie würden uns einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie es uns sagten.«

»Wollen Sie etwa mit helfen?«

Larose nahm eine martialische Haltung an, stemmte die Hand in die Seite und antwortete:

»Je nun, man kann nicht wissen.«

Der Aufseher betrachtete abwechselnd Cabirol und René's gewesenen Kammerdiener, und er sah, daß der junge Schriftsetzer zwei vollkommen gleiche Stöcke unter dem linken Arme trug.

»Nun, wenn dies Ihre Waffen sind, meine Herren,« rief er abermals lächelnd aus, indem er auf die Knotenstöcke zeigte, »so werden Sie sich gegenseitig verschiedene Beulen und blaue Flecke schlagen, aber ich zweifle stark, daß Sie sich mit diesen Dingern durchbohren werden.«

»Wir haben durchaus nicht die Absicht uns zu schlagen, lieber Mann,« entgegnete Cabirol, »und wir bitten Sie aus einem ganz andern Grunde, daß Sie uns den Ort bezeichnen, der gewöhnlich zu Zweikämpfen benutzt wird.«

»Nun gut, so gehen Sie gerade aus die Hauptallee hinunter bis an den großen Baum, der über alle andern emporragt.«

»Gut,« sagte Cabirol.

»Dann wenden Sie sich rechts und verfolgen Sie den Fußweg, der auf dem Rasen hinführt.«

»Schön,« bemerkte Larose.

»Nach einigen Minuten gelangen Sie an eine freie Stelle, welche durch ein kleines Thal von einigen hundert Fuß Länge und fünfzig bis sechzig Fuß Breite gebildet wird. Dies ist der Ort, den Sie suchen.«

»Dort also,« fragte Cabirol, »werden alle Zweikämpfe ausgefochten?«

»Alle nicht gerade, aber doch wenigstens neunzehn unter zwanzigen.«

»Schönen Dank für die Auskunft.«

»Nicht Ursache, meine Herren.«

Larose und Cabirol entfernten sich.

Sie gingen die Hauptallee entlang, erreichten den großen Baum und schlugen hier den bezeichneten Fußpfad ein, auf dem sie auch wirklich bald an eine lichte und etwas tiefer liegende Stelle gelangten, welche die Natur zum Schauplatze für blutige Kämpfe ausdrücklich bestimmt zu haben schien.

Man konnte sich unmöglich ein passenderes und angenehmeres Plätzchen zu diesem Zwecke wünschen.

»Hier muß es seyn,« meinte Larose.

»Ja,« erwiederte Cabirol, »aber . . .«

»Nun, was?«

»Erinnert Ihr Euch, was der Thoraufseher uns gesagt hat?«

»Vollkommen. Er hat uns gesagt, daß von zwanzig Duellen neunzehn hier ausgefochten würden.«

»Allerdings, und wir haben daher neunzehn Chancen für uns, aber auch eine gegen uns, und dies ist schon zu viel. Wenn euer Baron eine Ausnahme von der Regel machen und sich an einem andern Orte schlagen sollte, so hätten wir uns umsonst hierher bemüht.«

»Das wäre fatal!« murmelte der gewesene Bediente, indem er sich bedenklich hinter dem Ohre kratzte.

Plötzlich aber stieß er einen Freudenruf aus.

Der schlaue Patron hatte einen Ausweg aus der Verlegenheit gefunden.

»Ich will auf diesen Baum klettern,« sagte er, auf eine schön gewachsene Eiche zeigend. »Auf diesem Observatorium kann ich die Wagen ankommen sehen, und sollten unsere Leute eine andere Richtung einschlagen . . . nun, so thun wir desgleichen.«

»Vortrefflich,« entgegnete Cabirol, dem die Idee ganz gut gefiel.

»Helfen Sie mir ein wenig hinauf.«

»Das soll geschehen.«

Behend wie ein Affe erkletterte Larose, von Cabirol unterstützt, den rauhen Stamm der Eiche, deren erste Aeste er bald erreichte.

In wenigen Augenblicken befand er sich in dem Wipfel des Baumes.

»Was seht Ihr?« fragte Cabirol, beide Hände zu einem Sprachrohr formend.

»Bis jetzt noch nichts als eine kleine Staubwolke weit draußen auf der Chaussee,« antwortete Larose.

Es vergingen einige Minuten, worauf Cabirol seine Frage wiederholte.

»Die Staubwolke wird größer und kommt näher,« antwortete Larose. »Es ist offenbar ein Wagen, aber ich kann noch nichts unterscheiden.«

Nach einer abermaligen Pause rief Cabirol wieder hinauf:

»Nun? wie steht's?«

»Es ist der Wagen des Barons . . . ich erkenne die Pferde und auch den Kutscher Laurent . . . In einer Minute werden sie den Eingang des Gehölzes erreichen.«

»Seht ja genau hin und gebt Acht wohin der Wagen fährt,« rief Cabirol.

Wir kehren nun zu René zurück in dem Augenblicke, als seine Equipage dem Thorhäuschen gegenüber anhielt.

Der junge Mann sprang aus dem Wagen und sah sich um.

Es war alles still und einsam.

Der Thoraufseher stand an der Thür seines Häuschens und rauchte seine Morgenpfeife.

René sah nach der Uhr. Es war drei Viertel auf sieben. »Hm!« sagte er zu sich selbst, »eine volle Viertelstunde zu früh!«

»Sagen Sie mir doch, lieber Freund,« wendete er sich hierauf an den Thorwächter, »ist diesen Morgen schon ein anderer Wagen hier vorübergefahren?«

»Nein, mein Herr, der Ihrige ist der erste.«

»Da hätte ich nicht nöthig gehabt, so zu eilen,« dachte René. »Doch es thut nichts.«

Er nahm eine Havannacigarre aus dem eleganten Etui von Reisstroh, zündete sie an und sagte dann zu seinem Kutscher:

»Wenn die Herren kommen, Laurent, so sage ihnen, daß ich sie auf der Lichtung erwarte.«

»Sehr wohl, Herr Baron,« erwiederte der Kutscher.

Mit so ruhigen Schritten, als ob er sich zu einem gleichgiltigen Rendezvous begeben hätte, passirte René das Thor des Gehölzes und verfolgte den nemlichen Weg, den Cabirol und Larose einige Minuten vorher gegangen waren.

In diesem Augenblicke fragte der junge Schriftsetzer vielleicht zum zwanzigsten Male:

»Kommt er noch nicht?«

Und Larose antwortete endlich mit dem Ausdrucke triumphirender Freude:

»Ja, jetzt kommt er! jetzt kommt er!«

René näherte sich wirklich mit langsamen und gleichmäßigen Schritten.

Nach einigen Minuten erreichte er die lichte Stelle und ging den Abhang des kleinen Thales, von dem wir oben gesprochen haben, hinunter.

Larose saß noch immer auf seinem Baume.

Cabirol verbarg sich hinter dem Stamme einer alten Eiche.

René hieb mit einem dünnen Stöckchen, das er in der Hand hatte, die Blätter von den Zweigen und blies in regelmäßigen Absätzen den weißen Rauch seiner Cigarre von sich.

So ging er bis an das andere Ende der Lichtung und kehrte dann wieder um.

Cabirol, der seine beiden Stöcke nicht mehr unter dem

linken Arme, sondern in der rechten Hand trug, kam jetzt hinter seinem Baume hervor und ging René entgegen.

Dieser erkannte ihn sogleich und blieb stehen.

Cabirol kam immer näher.

Als er noch etwa fünf oder sechs Schritte von ihm entfernt war, begrüßte er ihn, doch mit mehr Ironie als Artigkeit.

»Ich habe Ihnen gestern gesagt, Herr Baron,« redete er ihn hierauf an, »daß wir uns bald wieder treffen würden . . . Sie sehen, daß es nicht lange gedauert hat.«

»Ist dies ein Ueberfall?« rief René.

»Ein Ueberfall?« wiederholte Cabirol lachend. »Nein, Herr Baron, ich bin nicht vornehm genug dazu, um mir so etwas erlauben zu können; wäre ich ein Baron, so ließe sich eher davon sprechen!«

René fühlte den Hieb und schwieg.

Cabirol klapperte mit seinen Stöcken.

»Nun, was wollt Ihr eigentlich von mir?« fragte René.

»Ich will Ihnen meine Schuld von gestern bezahlen. Sie sehen wohl ein, Herr Baron, daß ich gegen Ihre Pistolen nichts hätte ausrichten können . . . heute ist die Partie gleich. Sie versicherten mir gestern, daß Sie mit einem Lump meiner Art nie den Degen kreuzen würden . . . heute versichert Ihnen dieser Lump, daß Sie den Stock mit ihm kreuzen werden, und zwar auf der Stelle.«

»Was soll das heißen?« fragte René, indem er Cabirol mit einem verächtlichen Blicke maß.

»Das soll heißen,« antwortete Cabirol, »daß ich hier zwei Stöcke, zwei harte und zähe Stöcke habe, mit

denen man einen Ochsen todtschlagen könnte, wenn man sonst eine kräftige Faust hat. Wählen Sie einen davon...«

»Herr!...« rief René.

»Herr Baron?« versetzte Cabirol.

»Dies ist hoffentlich nur ein Scherz?«

»Glauben Sie?«

»Ihr werdet doch nicht erwarten, daß ich mich mit Stöcken schlage?«

Ohne hierauf zu antworten, präsentirte Cabirol mit einem geringschätzenden Lächeln dem Baron die beiden Stöcke und sagte noch einmal:

»Wählen Sie.«

»Nein,« entgegnete René.

»Sie wollen nicht?«

»Nein.«

»Durchaus nicht?«

»Nein, hundertmal nein!«

»Nach Ihrem Belieben,« versetzte Cabirol, indem er einen der beiden Knüttel dem Baron vor die Füße warf; »so viel aber sage ich Ihnen, daß, wenn ich bis fünf gezählt und Sie den Stock nicht aufgehoben haben, um sich zu vertheidigen, ich dennoch auf Sie losschlage, daß Sie sich wundern sollen. Jetzt wissen Sie woran Sie sind, Herr Baron. Also ich fange an zu zählen... Eins!«

XII.

Ein Zweikampf mit Stöcken.

René blieb unbeweglich.

»Zwei!« rief Cabirol.

Der Baron rührte sich noch immer nicht.

»Drei!«

Während der junge Schriftsetzer diese bei cabalistischen Beschwörungen oft eine große Rolle spielende Zahl aussprach, schwang er seine rohe Waffe auf eine Art, welche erkennen ließ, daß er vortrefflich damit umzugehen verstand.

»Nur noch eine halbe Minute, Herr Baron, und ich schlage zu,« sagte er dann.

»Sey versichert, Schurke,« erwiederte René, »daß ich Dich bei der Polizei anzeige, sobald ich nach Paris zurückkomme.«

»Darf ich fragen, worauf Sie mich zu denunciren gedenken?« fragte Cabirol mit einem höhnischen Gelächter.

»Auf heimtückischen Ueberfall und Androhung von Gewaltthätigkeiten.«

»Geduld, Herr Baron, Sie können Ihre Klage vereinfachen . . . es wird nicht bei der Androhung bleiben! Ich zähle weiter — vier!«

Cabirol hatte seinen Stock noch immer erhoben und der für René bestimmte lag noch vor diesem auf der Erde.

Der Baron glaubte fest, daß Cabirol es nicht wagen werde, ihn zu schlagen, und diese Ueberzeugung war der Hauptgrund seines zuversichtlichen Auftretens.

Angesichts der entschiedenen Haltung seines Gegners fühlte er jedoch, daß sein Vertrauen zu sinken begann.

Cabirol ließ noch einige Secunden verstreichen. Als er aber endlich sah, daß René's Entschluß, sich nicht zu vertheidigen, unwiderruflich feststand und daß er ihn durch einen ernsthaften Angriff dazu zwingen mußte, rief er mit lauter Stimme: »Fünf!« und ließ zu gleicher Zeit seinen Stock auf René's Schultern niederfallen.

Was auch Cabirol sagen mochte, es widerstrebte ihm, einen wehrlosen Gegner zu schlagen, und er wendete daher bei diesem ersten Schlage nicht viel Kraft an.

Allein der Stock war schwer und der Schlag daher immer noch empfindlich genug.

René stieß einen Schrei der Wuth und des Schmerzes aus.

»Das war gar nichts, Herr Baron,« sagte Cabirol, »ein bloßer Klaps. Der Vorhang ist erst aufgegangen und wir haben noch fünf Acte mit Prolog und Epilog zu spielen. Jetzt wissen Sie wie viel es geschlagen hat . . . ich habe Ihnen nur andeuten wollen, daß der Tanz beginnt.«

Zu gleicher Zeit drehte er seinen Stock schwirrend über René's Kopfe.

Jetzt sah der Baron endlich, daß der vermeintliche Scherz in der That bitterer Ernst war, in welcher Ueber=

zeugung er noch ganz besonders durch den Schmerz bestärkt wurde, den er auf der einen Seite des Rückens empfand.

In Folge dessen bückte er sich und hob rasch den Stock auf, der neben ihm auf der Erde lag.

Dann nahm er, so gut es gehen wollte, eine vertheidigende Stellung an, was jedoch ziemlich ungeschickt aussah, denn die knotige Waffe wog viel schwerer in seiner Hand als ein Degen oder ein Fleuret.

»Bravo!« rief Cabirol in triumphirendem Tone, »so wollt' ich's haben, Herr Baron! es freut mich, daß Sie endlich dahinter gekommen sind. Jetzt wirds hübsch, geben Sie Acht!«

René hörte von neuem Cabirol's Stock über seinem Kopfe schwirren.

Er versuchte es den voraussichtlichen Schlag zu pariren, aber der Stock drehte sich so rasch im Kreise, daß es ihm nicht gelingen wollte. Als er daher endlich die Vergeblichkeit alles Parirens einsah, beschloß er angreifend zu verfahren.

Kaum aber hatte er den Stock erhoben, so bekam er einen so heftigen Schlag darauf, daß seine Hand durch den Rückprall fast erstarrte.

Er wiederholte indessen den Angriff, erhielt aber in dem nächsten Augenblicke einen so unsanften Schlag in die Seite, daß er zum zweiten Mal einen Schrei ausstieß, der weit mehr auf Rechnung des Schmerzes als des Zornes geschrieben werden mußte.

Auf diesen Schrei antwortete ein schallendes Gelächter, das vom Himmel zu kommen schien.

Der Baron blickte ganz erstaunt empor und entdeckte zwischen den obersten Zweigen eines hohen Baumes ein schmales und hageres Gesicht, dessen Züge eine unmäßige Heiterkeit ausdrückten.

Es war das Gesicht Larose's.

René erkannte es auf der Stelle.

»Ei, guten Morgen, Herr Baron!« rief der Bediente in einem impertinenten und höhnischen Tone, »Sie sehen, daß ich dem Turnier als Zuschauer beiwohne, und zwar in einer Loge ersten Ranges, um das Schauspiel recht genießen zu können. Das Stockduell ist wahrhaftig höchst interessant, und überdies hat ein treuer Diener nicht alle Tage Gelegenheit, seinen Herrn so wacker durchprügeln zu sehen, wie Sie es jetzt werden sollen!«

Diese Anrede beschloß Larose mit einem abermaligen lauten Gelächter.

»Canaille!« schäumte René, »Du sollst mir deine Frechheit theuer bezahlen.«

»Wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Baron,« erwiederte Larose; »ich verlange keinen Credit!«

Man wird leicht denken können, daß René das dringende Bedürfniß empfand, seine Wuth an Jemanden auszulassen, und da er Larose nicht erreichen konnte, so mußte er sich an Cabirol halten.

Aber auch diesem konnte er nicht beikommen.

Doch es war ihm in diesem Augenblicke Alles gleichgiltig geworden, und so drang er denn mit wüthendem Ungestüm auf den jungen Schriftsetzer ein.

Hätte René jetzt einen Degen anstatt des Stockes in der Hand gehabt, so wäre Cabirol verloren gewesen.

Aber eine dünne Stahlklinge und ein dicker Knotenstock sind wesentlich verschiedene Gegenstände.

Der Baron schadete sich daher nur selbst durch seine Wuth.

Umsonst sprang er vorwärts und schlug mit aller Kraft seiner beiden Arme auf Cabirol los; er traf immer nur dessen Stock, der den jungen Mann wie ein Zauberschild schützte.

Nach und nach erschöpften sich jedoch die Kräfte des Herrn von Savenay. Sein Arm ermüdete, seine Kniee schwankten unter ihm, eine Art Nebelschleier verdunkelte seinen Blick und seine Athemzüge entwanden sich nur noch röchelnd der keuchenden Brust.

Seine Schläge wurden immer schwächer und unschädlicher.

Jetzt wechselte Cabirol seine Rolle.

Er gab die bisher beobachtete Defensive auf und ergriff die Offensive, anstatt zu pariren, griff er an.

René vertheidigte sich noch so gut es ging, aber nicht ein einziger Schlag Cabirol's verfehlte sein Ziel.

René taumelte wie ein vom Schwindel Ergriffener unter diesem Hagel von Stockhieben, die seinen Körper mit blauen und braunen Flecken bedeckten.

Bei dem sechsten Schlage flog ihm der Stock zehn Schritte weit aus der Hand.

Es würde gewiß ein Act edler Großmuth gewesen sein, wenn Cabirol seinen besiegten Gegner geschont hätte.

Aber die Mäßigung im Siege ist eine so große und seltene Tugend, daß selbst unter den größten Helden nur wenige sie auszuüben vermögen.

Ueberdies gerieth Cabirol auch immer mehr in Eifer, je länger er schlug.

Der Rausch der gesättigten Rache stieg ihm zu Kopfe, er glich einem wild gewordenen Pferde, das Niemand mehr zu bändigen vermag, wenn es einmal das Gebiß zwischen die Zähne genommen hat.

Larose schlug auf seinem Baume wie rasend in die Hände und er feuerte Cabirol durch allerhand Zurufe an, während er in den Zwischenpausen die Refrains patriotischer Lieder anstimmte, die ihm gerade einfielen.

Während dies in dem kleinen Thale des Waldes von Vincennes vorging, waren Maximilians Wagen und der Fiaker, der den Grafen von Croi mit seinen Secundanten und dem Wundarzte aufgenommen hatte, gleichzeitig am Eingange des Gehölzes angekommen.

Nachdem die ersten Begrüßungen gewechselt waren, erkundigten sich Maximilian und Heinrich bei René's Kutscher nach seinem Herrn, und er antwortete ihnen, daß dieser bereits vor länger als einer Viertelstunde angekommen sey.

Die Herren traten sogleich mit beschleunigten Schritten ihren Weg nach dem Kampfplatze an.

XIII.

Die Strafe.

»Wir kommen zu spät, meine Herren,« sagte der Graf von Croi zu seinen Secundanten; »das ist mir sehr unangenehm.«

»Nicht doch, lieber Graf,« entgegnete Maximilian, der die Aeußerung gehört hatte, »Sie kommen nicht zu spät, sondern der Baron von Savenay ist zu früh gekommen. Uebrigens ist schon deshalb Alles in bester Ordnung, da Sie gleichzeitig mit den Secundanten Ihres Gegners an Ort und Stelle eintreffen.«

»Gleichviel, wir wollen noch ein wenig rascher gehen,« versetzte Heinrich, »denn ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß Herr von Savenay irgend Ursache haben könnte, sich zu beklagen.«

»Beruhigen Sie sich,« erwiederte Maximilian, »er wird sich nicht beklagen.«

Die fünf Herren verließen jetzt die Hauptallee und schlugen den uns schon bekannten Seitenweg ein.

In geringer Entfernung hinter ihnen ging der Fiakerkutscher Gargablou, der aus Neugierde, einmal einen Zweikampf mit anzusehen, seine Equipage der Obhut des Zufalls überlassen hatte, um die Herren auf den Kampfplatz zu begleiten.

Der Graf von Bracy, welcher vorausging, erreichte zuerst die Stelle, von wo aus man das kleine Thal übersehen konnte.

Kaum war er hier angekommen, so rieb er sich die Augen, als ob er eine Sinnestäuschung verscheuchen wollte.

Wir wissen, welches Schauspiel sich seinen Blicken darbot.

Es war der Moment, als Cabirol dem Baron von Savenay den Stock aus der Hand geschlagen hatte und ihm eine wohlverdiente, aber übermäßig harte Züchtigung zu Theil werden ließ.

Der Stock fiel wie ein Hagel auf den entwaffneten und schwankenden René nieder, so daß man an dem Orte, wo Maximilian und Heinrich standen, die Schläge deutlich hören konnte.

»Da scheint ein Zweikampf ganz neuer Art stattzufinden,« bemerkte der Graf von Bracy; »wenn dieser Mensch noch lange so fortfährt, wird er dem Baron alle Knochen zerschlagen. Wer Teufel mag es nur seyn?«

»Wir wollen hinunter eilen,« sagte Heinrich.

»Ja, das wollen wir, denn der Schurke scheint wirklich nicht übel Lust zu haben, den Baron todtzuschlagen.«

Die beiden Herren liefen rasch den Abhang hinunter, indem sie ausriefen:

»Halt' ein! Halt' ein!«

Aber sie hatten noch keine zehn Schritte gethan, so fiel René, von einem neuen heftigen Schlage getroffen, zu Boden und blieb wie todt liegen.

Er hatte völlig die Besinnung verloren.

»Vortrefflich!« rief Larose, indem er Anstalt traf, langsam und vorsichtig von seinem Baume herabzusteigen; »der hat genug für heute!«

»Alle Wetter!« dachte Cabirol, indem er seinen Stock sinken ließ, »ich fürchte beinahe, daß ich zu derb zugeschlagen habe.«

Nach kurzer Ueberlegung aber setzte er mit philosophischem Gleichmuth hinzu:

»Doch es schadet nichts... daran stirbt er nicht! er hat eine tüchtige Lection bekommen und die hatte er wohl verdient!«

Mit diesen Worten warf er den Stock, von dem er einen so energischen Gebrauch gemacht, weit von sich, setzte seine Mütze wieder auf und schickte sich an, den Rückweg nach der Stadt anzutreten.

Doch schon nach wenigen Schritten begegnete er den beiden Herren, die er noch gar nicht bemerkt und deren Zurufe er nicht einmal gehört hatte, was sich übrigens leicht erklären ließ.

»Elender!« rief Heinrich, indem er ihn beim Kragen packte, »was habt Ihr gethan?«

»Ah!« versetzte Cabirol, sich verbeugend, »ist einer von Ihnen vielleicht der Herr, der sich mit dem Baron von Savenay schlagen wollte?«

»Was geht Euch das an?«

»O, sehr viel.«

»Nun ja, das bin ich,« sagte Heinrich.

»Sie hatten doch ohne Zweifel Ihre Gründe, um dem jungen Herrn eine nachdrückliche Lection zu ertheilen?«

»Allerdings.«

»Nun dann geht es Ihnen gerade wie mir, denn auch ich hatte sehr triftige Gründe dazu.«

»Ihr?«

»Ja, ich... Cabirol ist mein Name, wenn Sie es noch nicht wissen.«

»Darf man diese Gründe erfahren?«

»Ich hätte wohl das Recht, Ihre Frage für indiscret zu erklären; da Sie aber höchst wahrscheinlich ein Ehrenmann sind, so will ich Ihnen darauf antworten.«

»So sprecht, wir hören Euch an.«

Cabirol erzählte nun den beiden Herren die uns schon bekannten Thatsachen, welche ihn selbst, den Baron von Savenay, Alinen und Larose betrafen.

Letzterer war mittlerweile von seinem Baume herabgestiegen und stand einige Schritte davon entfernt, wo er durch ausdrucksvolle Pantomimen die Aussagen des jungen Schriftsetzers bestätigte.

Als Cabirol geendigt hatte, sahen Heinrich und Maximilian einander einige Secunden an.

Dann reichte der Graf von Bracy dem jungen Schriftsetzer die Hand und sagte zu ihm:

»Schlagen Sie ein . . . Sie sind ein braver junger Mann. Der Baron hat nur seine wohlverdiente und gerechte Strafe bekommen.«

Während dem war der Wundarzt zu René getreten, hatte ihn aufgehoben und an den Stamm des nemlichen Baumes gelehnt, welcher Larose zum Observatorium gedient hatte. Er untersuchte seinen Puls und befühlte ihm die Brust, um den Zustand des Verwundeten zu ermitteln, der noch immer kein Lebenszeichen von sich gab.

»Nun, wie steht es mit ihm?« fragte Maximilian den Arzt, während dieser noch mit René beschäftigt war.

Der Jünger Aeskulaps, wie die Schriftsteller des Kaiserreichs sagten, schüttelte zweimal mit dem Kopfe.

»Sollte die Sache ernst seyn?« fragte Maximilian weiter.

»Viel ernster als ich es wünschte.«

Diese Worte machten einen erschütternden Eindruck auf Herrn von Bracy.

»Die Verletzungen sind doch nicht gefährlich?« rief er mit ängstlicher Besorgniß.

»Nein, das gerade nicht . . . aber sie werden eine langwierige Behandlung nöthig machen, denn der Baron ist buchstäblich zerschlagen.«

»Daran stirbt Niemand.«

»Allerdings nicht, aber es wird lange dauern, bis Herr von Savenay vollkommen wieder hergestellt ist. Das rechte Handgelenk und die linke Schulter sind ausgerenkt und eine Rippe zerbrochen; in der Brust wird hoffentlich nichts verletzt seyn, doch möchte ich nicht dafür stehen. Der Rücken, die Arme und die Schenkel sind mit Contusionen bedeckt, ungerechnet daß einige Schläge den Kopf getroffen haben. Sehen Sie hier... ein dünner Blutstrom quillt zwischen den Haaren hervor.«

»Es ist wahr,« versetzte Maximilian; »Sie haben Recht, Herr Doctor, die Sache scheint sehr bedenklich!«

Es entstand eine kurze Pause, dann fragte der Graf von Bracy:

»Was gedenken Sie zu thun?«

»Das Nothwendigste ist ein starker Aderlaß, um das Blut vom Kopfe abzuleiten. Nachher tragen wir den Baron in seinen Wagen und bringen ihn nach Paris zurück; das Weitere wird sich finden.«

Während der Arzt die zu der erwähnten Operation erforderlichen Instrumente in Bereitschaft brachte, trat Gargablou vor René und betrachtete sein bleiches, mit dunklen Flecken marmorirtes Gesicht.

»Hm!« sagte er zu sich selbst, »ich möchte meine Tabakspfeife gegen ein Päckchen Corporalknaster wetten, daß ich das Herrchen schon irgendwo gesehen habe . . . wo Teufel mag es nur gewesen seyn? . . . Da liegt der Hase im Pfeffer . . . ich kann mich durchaus nicht darauf besinnen!«

Inzwischen hatte der Arzt seine Instrumente hervorgesucht, und er schickte sich an René's Arm zu entblößen.

Zu dem Ende zog er dem jungen Manne behutsam den Rock aus und warf diesen einige Schritte weit fort.

Dabei fiel ein glänzender Gegenstand aus der Brusttasche des Rockes.

Es war ein Armband, und zwar das Armband der Gräfin von Croi.

»Also auch hierher hatte er es mitgebracht, um sich desselben als Trophäe zu bedienen!« sprach Heinrich vor sich hin. »Welch' ein erbärmlicher Mensch!«

»Halt, jetzt fällt mir's ein! jetzt besinne ich mich!« rief Gargablou; »dieses Ding da bringt mich auf die Spur. Ja, jetzt erkenne ich ihn . . . es ist der junge Herr, der mit der hübschen Dame in der Allée-des-Veuves war!«

Als der Graf von Croi sich bückte, um das Armband aufzuheben, sagte der Fiakerkutscher zu ihm:

»Entschuldigen Sie, mein Herr . . . könnten Sie mir vielleicht sagen, was dieses Ding ungefähr werth ist?«

Der Graf sah den Kutscher mit nicht geringer Verwunderung an. Er glaubte nicht recht verstanden zu haben und fragte daher:

»Was wünschet Ihr, Freund?«

Gargablou wiederholte seine Frage.

XIV.

Das Armband.

Diesmal zeigte er zugleich auf das Armband und Heinrich konnte demnach nicht mehr in Zweifel seyn.

Es läßt sich denken, daß das Erstaunen des Grafen sich dadurch nicht verminderte.

»Ihr wollt wissen wie viel dieses Armband kostet?«

»Wenn ich darum bitten dürfte.«

»Ihr habt jedenfalls einen Grund zu dieser Frage?«

»Ei, gewiß habe ich einen Grund, und zwar einen sehr guten.«

»Das Armband hat achtzehnhundert Franken gekostet.«

»Wie viel?« rief Gargablou.

»Achtzehnhundert Franken, sage ich.«

»Ist das wahr?«

»Glaubt Ihr, ich werde eine Unwahrheit sagen?«

»Entschuldigen Sie, verzeihen Sie, mein Herr . .

ich habe Sie nicht beleidigen wollen... aber sehen Sie, man kann sich ja irren...«

»Dies ist bei einem solchen Gegenstande nicht gut möglich; ich habe das Armband selbst gekauft und bezahlt.«

»So,« versetzte Gargablou ganz erstaunt; »das wäre der Teufel!«

»Was findet Ihr Sonderbares darin?«

»Nun sehe mir einer diesen Gauner,« sagte Gargablou, indem er auf René zeigte; »sehen Sie ihn sich genau an, meine Herren...«

»Was ist mit ihm?«

»Soll ich Ihnen sagen, was er ist?«

»Allerdings.«

»Ein Dieb, ein Spitzbube ist er!«

»Wie? ein Dieb!« rief Heinrich.

»Ja wohl.«

»Was hat er denn gestohlen?«

»Dieses Armband.«

»Und wem hat er es gestohlen?«

»Mir!«

»Euch?... wie denn das?«

»Er sagte mir, es sey nicht mehr als fünf Franken werth, und diese bezahlte er mir dafür, um es der Dame, der es gehören sollte, wie er meinte, wieder zuzustellen, was er aber nicht gethan hat, wie Sie sehen.«

»Aber wie war denn das Armband in eure Hände gekommen?« fragte Heinrich lebhaft, denn er ahnte, daß endlich Licht in dieses unentwirrbare Chaos fallen werde.

»Das ist sehr einfach, die Dame hatte es mir gegeben.«

»Welche Dame?«

»Die, welche ich nach der Allee-des-Veuves gefahren hatte.«

»Und warum hatte sie es Euch gegeben?«

»Das will ich Ihnen sagen.«

Gargablou erzählte hierauf in seinem blühenden Kutscherstyle den ganzen Vorfall, den unsere Leser bereits kennen.

Je weiter er sprach, um so heller wurde es in der That vor Heinrichs Blicken und um so klarer und deutlicher erkannte er René's ganze Schändlichkeit, so wie zu gleicher Zeit auch Bertha's Unschuld, an der er übrigens noch nie gezweifelt hatte.

»Hier, nehmt dies,« sagte er zu Gargablou, indem er ihm einen Doppellouisdor gab, »und trinkt dafür auf meine Gesundheit.«

»Das soll geschehen, gnädiger Herr,« erwiederte der Kutscher mit einem militärischen Gruße. »Aber sagen Sie mir doch, hat denn mein Geschichtchen Sie so sehr amüsirt?«

»O, ganz außerordentlich,« antwortete Heinrich mit bewegter Stimme.

»Das freut mich... nur möchte ich allerdings nicht, daß sie zu vielen Leuten wieder erzählt würde, denn der Herr Gemal der hübschen Dame könnte sich darüber ärgern, wenn er sie erführe.«

»Ueber diesen Punkt könnt Ihr ganz ruhig seyn,« versetzte der Graf lächelnd, »denn der Gemal jener Dame bin ich.«

»So!« rief Gargablou, indem er ihn mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens ansah. »Nun das ist mir lieb. Aber es ist doch eine merkwürdige Geschichte... bei Gott, sehr merkwürdig!«

Während dieser kleine Zwischenfall die Aufmerksamkeit einiger der anwesenden Personen von René ablenkte, nahm der Wundarzt seinen Aderlaß vor, von dem er sich den günstigsten Erfolg versprach.

Es dauerte einige Secunden, ehe das Blut zu fließen begann; endlich aber quoll ein kleiner Tropfen aus dem Einschnitte hervor.

Der Tropfen gestaltete sich bald zu einem schmalen Strome, der am Arme herabfloß und den Rasen wie mit einem purpurnen Thau benetzte.

René schlug die Augen auf und versuchte eine Bewegung zu machen; wahrscheinlich aber empfand er dabei heftige Schmerzen in allen Gliedern, denn er wurde bleicher als er bisher gewesen.

Er stieß einen unartikulirten Schrei aus, seine Augen schlossen sich wieder und er fiel von neuem in Ohnmacht.

Der Arzt schüttelte bedenklich mit dem Kopfe und sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, welcher René gewiß nicht beruhigt haben würde, wenn er ihn gesehen hätte.

Heinrich trat jetzt näher und fragte den Arzt:

»Was meinen Sie zu dem Zustande des unglücklichen jungen Mannes?«

»Ich wiederhole es Ihnen zum dritten Male, die Sache ist sehr bedenklich, bedenklicher, als ich anfangs glaubte . . . doch er ist jung und kräftig und es ist wenigstens möglich, daß er davon kommt.«

»In diesem Falle aber wird seine Genesung nur langsam von Statten gehen, nicht wahr?«

»Er wird mindestens drei Monate zubringen.«

»Und wann würde er sich zu einem neuen Zweikampfe stellen können?«

»Bei dem günstigsten Verlaufe in fünf Monaten.«

»Ist dies Ihre feste Ueberzeugung?«

»Ja wohl.«

Hierauf wendete sich der Graf zu seinen und René's Secundanten und sprach:

»Ich hatte geglaubt, meine Herren, daß ich mich diesen Morgen und an diesem Orte mit dem Baron von Savenay würde schlagen können. Der Zufall, oder vielmehr die Vorsehung hat es anders gefügt. Mein Gegner liegt hier fast leblos vor uns, aber nicht durch meine Hand ist er gefallen. Ich hatte mir vorgenommen, wenn ich unversehrt aus diesem Zweikampfe hervorging, morgen früh mit meiner Gattin Paris auf mehre Monate, vielleicht auf mehre Jahre zu verlassen. Sie sehen ein, daß ich mich in einer schwierigen Lage befinde. Was muß ich als Ehrenmann thun? . . . Darf ich mich entfernen, oder muß ich bleiben und die Genesung des Barons abwarten?... Ich lege Ihnen diese Fragen zur Entscheidung vor, und werde mich Ihrem Ausspruche unweigerlich unterwerfen.«

»Mein lieber Graf,« entgegnete Herr von Bracy, »die Bedenklichkeiten, welche Sie eben geäußert haben, sind eines Mannes von Ihrem Charakter, der die Loyalität bis aufs Aeußerste treibt, vollkommen würdig. Sie fragen uns, ob Sie hier bleiben und warten müssen... Ich nehme es auf mich, Ihnen zu antworten: Nein, Sie sind dazu in keiner Weise verpflichtet, Sie sind frei, vollkommen frei. Ich, einer von den Secundanten des Barons von Savenay, erkläre Sie jeder Verbindlichkeit gegen ihn enthoben. Ich

behaupte, daß, wenn Sie einander in Zukunft wieder begegnen sollten, er durchaus kein Recht mehr haben würde, für die von Ihnen erfahrene öffentliche Beleidigung eine Genugthuung mit bewaffneter Hand von Ihnen zu fordern. Und wenn René nicht in allen Punkten diesem meinem Ausspruche beistimmte, so würde ich Ihre Stelle einnehmen, und nicht ich, sondern auch sein anderer Secundant, und nicht minder die Ihrigen, Herr Graf. Wir Alle würden die Angelegenheit zu der unsrigen machen und bereit seyn, unserem Ausspruch mit dem Degen in der Hand Geltung zu verschaffen.«

»Ich danke Ihnen, lieber Freund,« erwiederte Heinrich bis zu Thränen gerührt, »ich danke Ihnen, meine Herren.«

Nach einer Pause setzte er, einen Blick auf René werfend, hinzu:

»Dieser unglückliche junge Mann wollte mir Böses zufügen, aber es ist ihm nicht gelungen, die Waffe, mit der er mich zu schlagen gedachte, hat sich gegen ihn selbst gewendet . . . ich vergebe ihm von ganzem Herzen.«

Nach diesen Worten trat der Graf mit raschen Schritten den Rückweg nach dem Eingange des Gehölzes an, da er sehnlichst zu seiner Gattin zurückzukehren wünschte, um sie über das Resultat des Zweikampfes zu beruhigen.

Einige Minuten zuvor hatte bei der Equipage René's und bei dem Fiaker, in welchem Heinrich mit seinen Secundanten gekommen war, ein dritter Wagen angehalten.

Es war ein Fiaker, dessen Scheibenvorhänge so sorgfältig geschlossen waren, als ob er einem Liebespärchen als Boudoir gedient hätte.

In dem Augenblicke als Heinrich das Thor erreichte, drang aus dem Innern dieses Wagens ein gedämpfter Schrei hervor.

Die eine Thür desselben wurde mit Heftigkeit geöffnet, und eine junge Dame sprang heraus, welche dem Grafen um den Hals fiel und ihn unter Thränen der innigsten Freude mit Küssen bedeckte.

Es war Bertha.

XV.

Esther und Camelia.

Am folgenden Tage hielt ein eleganter Reisewagen, mit vier Postpferden bespannt, vor einem Hause in der Rue-Tronchet.

Der Graf und die Gräfin von Croi stiegen in diesen mit Koffern und Schachteln schwer bepackten Wagen.

Hierauf trat einer der beiden Postillone mit dem Hute in der Hand an den Schlag und fragte:

»Wohin reisen Sie?«

»Nach Italien,« antwortete der Graf.

Der Postillon saß wieder auf und der Wagen fuhr im Galopp fort.

In dem Augenblicke, als er das Thor passirte, entschlüpfte Bertha's Lippen ein Ausruf der Freude und der Erleichterung, wie einem Gefangenen, der sich aus seinen Ketten befreit hat.

Dann legte sie ihr schönes Haupt an Heinrichs bewegte Brust und flüsterte leise:

»Endlich! endlich!«

Der junge Graf drückte das inniggeliebte Weib fester an sich und erwiederte:

»Ja, endlich . . . und für immer!«

Gern möchten wir sie begleiten, aber wozu? . . . Das Glück läßt sich nicht erzählen.

Ungefähr acht Tage nach dem sonderbaren Zweikampfe im Gehölz von Vincennes, während René auf dem Schmerzenslager stöhnte, das er sobald nicht verlassen sollte, fand in der Kirche Saint-Nicolas-d'Antin eine prunklose Trauung statt.

Das junge Brautpaar waren Cabirol und Aline.

Niemand kümmerte sich um diese bescheidene Trauung, denn etwas Einfaches und fast Aermliches zieht die Blicke der Pariser nicht auf sich.

Aline sah reizend aus in ihrem Brautstaate und der Ausdruck eines keuschen Glückes umstrahlte ihr holdes Antlitz.

Daß Cabirol nicht minder glücklich, vielleicht noch glücklicher war, bedarf wohl nicht der Versicherung.

Nur mit großer Mühe vermochte er im Tempel des Herrn die Ausbrüche seines seligen Entzückens zurück zu halten.

Das junge Paar hatte trotz aller Klippen den sicheren Hafen erreicht und ging einer glücklichen Zukunft entgegen.

An dem nemlichen Tage und zu derselben Stunde, als der Priester der heiligen Kirche die Liebe des jungen Brautpaares segnete, trat Mariette, Camelia's Kammermädchen, bei ihrer Gebieterin ein.

»Madame . . .« sagte sie, indem sie die alabasterweiße Schulter der Courtisane berührte, »Madame . . .«

Camelia erwachte.

»Was willst Du denn?« fragte sie in dem verdrießlichen Tone, den wohl Jedermann annimmt, wenn er zur Unzeit im Schlafe gestört wird.

»Es will Jemand mit Ihnen sprechen, Madame.«

»Wer?«

»Mademoiselle Esther.«

»Hast Du ihr denn nicht gesagt, daß ich noch schlafe?«

»Allerdings, aber sie entgegnete mir, daß sie durchaus mit Ihnen sprechen wolle.«

»Daß sie mit mir sprechen wolle?« rief Camelia.

»Ja, Madame.«

»Du bist nicht klug, Mariette . . . Esther wird es sich nie erlauben, mir gegenüber ihren Willen geltend zu machen.«

»Mademoiselle Esther kam mir heute ganz anders vor als gewöhnlich.«

»Inwiefern?«

»Ich weiß nicht recht wie ich mich ausdrücken soll . . . sie glich einem zudringlichen Gläubiger.«

Camelia lachte.

»Sie wird doch nicht gefrühstückt und Champagner getrunken haben?«

Mariette verstand den Sinn dieser Bemerkung, erwiederte aber darauf:

»O nein, Madame. Wenn Mademoiselle Esther gefrühstückt hätte, wie Sie vermuthen, so würden ihre Augen ganz anders glänzen.«

»Nun, gleichviel,« sagte Camelia, »wir werden ja sehen was sie will.«

»Ich darf sie also eintreten lassen?«

»Ja.«

Mariette ging auf die Thür zu.

»Oeffne erst die Läden,« befahl ihr Camelia, »ich beobachte gern die Gesichtszüge der Leute, mit denen ich spreche.«

Das Kammermädchen gehorchte.

»So, nun kannst Du sie hereinkommen lassen.«

Mariette entfernte sich.

Nach einigen Secunden wurde die Thür wieder geöffnet und Esther stürzte wie eine Bombe ins Zimmer. Beide Hände in die Seite gestemmt, trat sie vor Camelia's Bett.

»Was hast Du denn, Kind?« rief Letztere ganz verwundert, »wie kommst Du mir diesen Morgen vor?«

»Wie ich Dir vorkomme, meine Gute, ist mir sehr gleichgiltig,« erwiederte die Jüdin in einem gereizten Tone; »mag ich Dir gefallen oder nicht, um deinetwillen ändere ich mein Benehmen gewiß nicht, denn ich muß Dir sagen, daß dein Verfahren gegen mich schändlich, empörend ist!«

»Oho!« rief Camelia lachend, »dein Barometer zeigt auf Sturm, wie ich sehe . . .«

»Ja, meine Beste, und es ist wahrlich Grund dazu vorhanden!«

»Ich bitte Dich, sprich nicht in Räthseln . . . was gibt's?«

»Ich bin wüthend, sage ich Dir!«

»Das sehe ich; aber warum?«

»Weil ich kein Geld habe.«

»Das thut mir leid, aber ich kann Dir nicht helfen.«

»So? meinst Du? das wollen wir sehen!«

»Ganz gewiß nicht. Du verlangst doch nicht etwa von mir Geld?«

»O ja, allerdings, da Du mir freiwillig keins gibst.«

»Laß Dich nicht auslachen! . . . Bin ich denn dein Bankier?«

»Ob Du mein Bankier bist, weiß ich nicht, so viel aber weiß ich, daß Du mich zum Besten hast und daß ich dessen endlich müde bin.«

»Das ist mir etwas ganz Neues!«

»Es ist jedoch nicht anders.«

»In wiefern habe ich Dich denn zum Besten?«

»Du kannst noch fragen?«

»Nun ja, weil ich es gern wissen möchte.«

»Hast Du den Schwalbenclub ganz und gar vergessen?«

»Was ist denn damit?«

»Du erröthest noch nicht?«

»Nicht im geringsten.«

»Dann hast Du keinen Funken Ehrgefühl mehr. Weißt Du gar nichts mehr von unserem Vertrage?«

»O ja, ich entsinne mich desselben vollkommen.«

»Und deine Versprechungen? . . .«

»Ich habe sie nicht vergessen.«

»Hast Du sie erfüllt?«

»Nein.«

»Du gestehst es also ein?«

»Allerdings.«

»Und sonst weißt Du mir nichts zu sagen?«

»Was soll ich Dir denn sagen? . . . Ich hatte schöne Hoffnungen, die sich nicht verwirklicht haben, und dafür kann kein Mensch. Ich habe eben so wenig als Du und Sidonie bis jetzt etwas bei der Association gewonnen, ich denke daher wir lösen sie auf und lassen es beim Alten.«

»Das ist leicht gesagt!«

»Und eben so leicht gethan.«

»Sidonie mag Dich in Ruhe lassen, das ist ihre Sache, aber bei mir kommst Du nicht so wohlfeilen Kauf's davon, das sage ich Dir vorher.«

»Wirklich?«

»Du hast mich als Marionette benutzt.«

»Kann seyn.«

»Aber die Marionette verlangt jetzt das Geld, das sie verdient hat.«

»Was für Geld?«

»Die fünftausend Franken des Grafen von Croi.«

»Ah! endlich hat sie's herausgebracht!«

»Ja, die fünftausend Franken will ich haben, die er mir gesandt und die Du mir weggenommen hast.«

»Dazu war ich berechtigt.«

»Was hast Du damit angefangen?«

»Ich habe sie dem Grafen zurückgeschickt, wie Du recht gut weißt.«

»Ja, aber Du hattest mir anstatt dieser fünftausend Franken fünfzigtausend versprochen.«

»Allerdings.«

»Wo sind sie?«

»Ich rechnete, um sie Dir zu verschaffen, auf das Gelingen eines wohl berechneten Planes; dieser ist jedoch gescheitert, und ich kann nichts mehr bei der Sache thun.«

»Nun gut, die fünfzigtausend will ich Dir erlassen, aber die fünftausend muß ich haben.«

»Aber Du weißt ja, daß ich sie zurückgeschickt habe.«

»Ich brauche sie!«

»Suche sie Dir anderwärts.«

»Du hast gut reden.«

»Nun ja, ich kann sie Dir nicht geben, da ich sie nicht mehr habe.«

»Wenn Du sie mir nicht auf der Stelle gibst, so schlage ich hier im Zimmer Alles in Stücken, ehe ich gehe!«

Mit diesen Worten ergriff Esther eine auf dem Camin stehende Krystallvase mit Goldverzierungen und machte Miene, dieselbe in einen Spiegel zu werfen.

»Mach' keine Dummheiten,« rief Camelia, die sich rasch entschlossen zu haben schien; »verhalte Dich ruhig, ich will Dir geben, was Du verlangst.«

»Die fünftausend Franken?«

»Ja.«

»Das ist dein Glück,« sagte Esther, indem sie ihre drohende Haltung sogleich aufgab.

Camelia schellte und Mariette trat ein.

»Einen Morgenrock!« befahl die Courtisane; »ich will aufstehen.«

Sie stieg aus dem Bett, warf eiligst ein Hauskleid über und sagte dann leise einige Worte zu Marietten, worauf diese das Zimmer verließ.

»Willst Du Gold oder Banknoten?« fragte Camelia nun.

»Du hast wohl eine californische Grube hier?« rief Esther. »Gib mir Gold, das ist hübscher.«

Camelia nahm ein Bund Schlüssel zur Hand und versuchte einen nach dem andern in dem Schlosse einer kleinen Cassette von Rosenholz.

Es wollte keiner passen.

»Ist denn das deine Casse?« fragte Esther.

»Ja wohl,« antwortete Camelia ganz unbefangen. »Aber wo mag nur der Schlüssel dazu seyn?«

Sie begann hierauf alle Winkel des Zimmers zu durchsuchen und dabei näherte sie sich unmerklich der Thür.

Endlich wurde diese geöffnet und zwei Livréebedienten erschienen auf der Schwelle.

»Sie haben uns rufen lassen, Madame,« sagte der eine.

»Ja,« antwortete Camelia in dem sanftesten und natürlichsten Tone; »seyd so gut und entfernt diese Dame aus meinem Hause.«

Mit diesen Worten zeigte sie auf Esther.

»Canaille!« rief die Jüdin aufspringend.

»Führt sie die Treppe hinunter bis an die Hausthür und sagt dem Hausmeister, daß ich für sie nicht zu sprechen

bin, wenn sie es sich einfallen lassen sollte, noch einmal hierher zu kommen, was ich jedoch bezweifle.«

Die aufs Aeußerste erbitterte Esther machte zwar einen schwachen Versuch zum Widerstande; allein es half ihr nichts, sie mußte sich der Gewalt fügen.

Indessen versagte sie sich wenigstens den leidigen Trost nicht, auf theatralische Manier abzutreten, indem sie ausrief: »Ich werde mich rächen!«

XVI.

Camelia und René.

Wir haben gesehen, welches summarische Verfahren Camelia gegen zudringliche Gläubigerinnen anwendete.

Jetzt wollen wir auch sehen, durch welche Mittel sie sich bezahlt machte.

Ungefähr drei Wochen nach dem sonderbaren Zweikampfe mit Cabirol, als René auf dem Wege der Genesung war, aber noch immer, mit Bandagen umwickelt wie eine egyptische Mumie, das Bett hüten mußte und in allen Gliedern heftige Schmerzen empfand, so daß er sich kaum rühren konnte, meldete ihm eines Morgens zwischen eilf und zwölf Uhr sein Kammerdiener, daß ein schwarz gekleideter Herr mit weißer Halsbinde ihn zu sprechen verlange.

»Du weißt, daß ich keine Besuche annehmen kann,« erwiederte René, »weise den Herrn ab.«

Nach einigen Augenblicken trat der Bediente wieder ein und brachte eine Karte.

Auf dieser Karte stand die Adresse:

Agesilaus Lombago,
Huissier.

Da René genau wußte, daß er Niemanden etwas schuldete, so konnte er den Besuch dieses Gerichtsbeamten nicht begreifen, und er zerbrach sich auch nicht weiter den Kopf darüber.

Am folgenden Morgen erhielt er ein großes Couvert, welches eine auf Stempelpapier geschriebene Vorladung vor das Handelsgericht enthielt.

Man denke sich René's Erstaunen, als er den Wortlaut dieser Citation nicht ohne Mühe entziffert hatte.

Die Summe, deren Bezahlung auf gerichtlichem Wege von ihm verlangt wurde, belief sich auf nicht weniger als zweihundertvierzigtausend Franken, den Betrag mehrerer, von Mademoiselle Susanna Rigaud auf ihn gezogener, von ihm acceptirter und mit einem halben Dutzend Giros versehener Wechsel.

René befürchtete im ersten Augenblicke einen großartigen Betrug.

Er wußte nicht, daß Camelia ursprünglich Susanna Rigaud hieß und er erinnerte sich kaum noch, daß er der Courtisane früher einmal Blancoaccepte gegeben hatte.

Uebrigens war er fest überzeugt, daß er diese Accepte vor seinen Augen hatte verbrennen sehen.

Kurz, so viel war gewiß, daß ein Geheimniß dahinter steckte, das aufgeklärt werden mußte.

René ließ einen Advocaten kommen und dieser begab sich zu dem Huissier, von welchem er den Bescheid erhielt,

daß Mademoiselle Rigaud in der That Niemand anders war als die bekannte Courtisane Camelia.

Nebenbei müssen wir bemerken, daß Herr von Savenay, seitdem er bettlägerig war, nichts von ihr gehört hatte.

Er ließ sie zu sich bitten, und Camelia kündigte ihren Besuch auf den nächstfolgenden Mittag an.

Zur bestimmten Zeit kam sie heiter und vergnügt, strahlend von Schönheit und prächtig geputzt bei ihm an.

»Mein armer Freund!« rief sie beim Eintreten aus, »wie leid thut es mir, daß Du so ans Bett gefesselt bist!«

»Willst Du mir gefälligst sagen,« versetzte René, ohne diese heuchlerische Beileidsbezeigung zu beachten, »was dies zu bedeuten hat?«

Mit diesen Worten zeigte er ihr die auf dem Nachttische liegende Vorladung vor das Handelsgericht.

Camelia stellte sich zuerst ganz verwundert; als sie aber das Papier gelesen hatte, sagte sie:

»Ah, ganz recht ... ich weiß schon ...«

»Nun?«

»Sieh, mein armer Freund, ich brauchte einmal nothwendig Geld, und da habe ich mich der Wechselchen bedient, die ich von Dir in Händen hatte.«

Es war dem Baron, als ob er einen Keulenschlag auf den Kopf bekommen hätte.

»Sollte es Dir unangenehm seyn?« fragte Camelia.

René antwortete nicht sogleich.

»Aber ich dachte, Du hättest die Wechsel vor meinen Augen verbrannt?« sagte er nach einer Pause.

»Dies war anfangs allerdings meine Absicht, aber ich besann mich anders, und verbrannte einige weiße Papier-

streifen. Ich liebte Dich wie wahnsinnig, und wollte daher die Mittel in Händen behalten, um Dich nach Clichy zu bringen, wenn Du mich etwa hintergingst.«

»Du hast Dich also der Wechsel nur aus Eifersucht bedient?«

»O nein, das nicht . . . denn jetzt liebe ich Dich nur noch als Freundin.«

»Aber was hat Dich sonst dazu veranlassen können?«

»Ich brauchte Geld, wie ich Dir vorhin schon gesagt habe.«

»Das ist ein schändlicher Vertrauensmißbrauch!« rief René.

Camelia sah den jungen Mann eine Weile starr an und sagte dann:

»Ich glaube, Sie sprechen von Vertrauensmißbrauch, Herr Baron!«

»Allerdings!«

»Habe ich Ihnen diese Wechsel vielleicht entwendet?«

»Das sage ich nicht.«

»Ich habe sie nicht einmal von Ihnen verlangt, sondern Sie haben sie freiwillig ausgestellt und mir übergeben. Es war also Ihre Absicht, ein empörendes Possenspiel mit mir zu treiben, mich, gerade herausgesagt, zu betrügen?«

»Nein,« erwiederte René, »aber . . .«

»Aber was?«

»Ich glaubte die Wechsel vernichtet . . .«

»Sie sind es aber eben nicht.«

»Du verlangst also die Bezahlung derselben von mir?«

»Ich selbst nicht, wohl aber diejenigen, an die ich die Papiere verkauft habe.«

»Und Du bist entschlossen, es aufs Aeußerste ankommen zu lassen?«

»Ja wohl.«

»Ich bezahle nicht.«

»Dazu wird man Sie schon zwingen, Herr Baron.«

»Ich mache einen Prozeß anhängig.«

»Ganz wie Sie denken. Wir werden dann wohl sehen, wer Recht bekommt; wir werden sehen, ob es damit abgethan ist, daß man sagt: ich will nicht bezahlen, um eine Schuld zu tilgen; wir werden sehen, ob unsere jungen Cavaliere das Recht haben, ihre Maitressen nicht nur durch schöne Worte, sondern auch durch Wechsel zu bethören! ... Ich sage Ihnen hiermit dreist ins Gesicht, Herr Baron von Savenay, daß Sie ein Erzlump sind!«

Nachdem Camelia dem jungen Manne diese schimpfliche Beleidigung ins Gesicht geworfen, verließ sie das Zimmer.

René hielt sich indessen noch nicht für geschlagen.

Er übergab die Sache einem der berühmtesten Advocaten von Paris und es kam zum Prozeß.

Die betreffenden Verhandlungen waren eben so interessant als scandalös; die Vertheidiger der beiden Parteien erschöpften sich in Epigrammen und Schmähungen.

René verlor jedoch den Prozeß.

Das Urtel lautete dahin, daß Mademoiselle Susanne Rigaud allerdings eine Gaunerin sey, daß aber die Indossanten der Wechsel nicht darunter leiden könnten.

Kurz, der Baron von Savenay wurde zur Bezahlung der streitigen Summe von zweihundertvierzigtausend Franken, so wie sämmtlicher Kosten verurtheilt.

Aufforderung zur Zahlung, Vorladung vor das zur Eintreibung beauftragte Gericht und Execution folgten rasch auf einander, und nach Verlauf von vierzehn Tagen wurde René, der noch immer nicht ausgehen konnte, ins Schuldgefängniß von Clichy transportirt.

Er mußte bezahlen.

Um dies zu können, nahm er eine Hypothek auf, und so erlangte er seine Freiheit wieder.

Nachdem René volle zehn Wochen an den Folgen der von Cabirol erhaltenen Schläge darnieder gelegen hatte, konnte er endlich wieder ausgehen.

Sein erster Gang war zu Camelia, die er nach Verdienst züchtigen wollte.

Als er aber in ihrer Wohnung ankam, erhielt er den Bescheid, daß »Madame« eine große Erbschaft gethan und eine Vergnügungsreise angetreten habe.

Ende.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

Montépin, Xavier <<de>>,

Ein junger Cavalier Von Xavier de Montépin. Aus dem Französischen von Ludwig Fort

Bd.: 2

Pest 1854